

**Il Capitano: Matteo Salvini hat die meisten Italiener hinter sich**

Nummer 25 – 21. Juni 2018 – 86. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCH



4 194407 006904 25

## **Korrupt**

Jahrzehntelange Misswirtschaft: Wie der Saftladen Post zu retten wäre.

*Von Urs Paul Engeler*

## **Zur Lage der Weltmeere**

So ernst ist es wirklich: neue Serie.

*Von James Hamilton-Paterson*

## **Entschleiert: Saudi-Arabiens Frauen**

Ein intimer Blick auf die Öl-Monarchie. *Von Alex Schlacher*



BMW Motorrad



# BESTE KARTEN FÜR DICH: CHF 2000.- BONUS.

JETZT FÜR VIER AUSGESUCHTE BMW BOXERMODELLE.

Profitiere bis zum 14. Juli 2018 bei deinem BMW Motorrad Händler.

Damit fährst du allen davon: mit dem Preisvorteil von CHF 2000.- bei deiner neuen BMW. Damit dein Traumbike noch in diesem Sommer dir gehört. Du hast die Wahl zwischen vier Maschinen mit Boxermotor – gemacht für ausgiebige Fahrten, dynamisches Sporttouring, vielseitige Abenteuer oder Roadster-Feeling in Perfektion. Sichere dir jetzt deinen Bonus bei uns.

Das Angebot gilt bis einschliesslich 14. Juli 2018 für die aktuelle BMW R 1200 GS, BMW R 1200 R, BMW R 1200 RT und BMW R 1200 RS, ab Lager und solange Vorrat.

**BMW-MOTORRAD.CH**

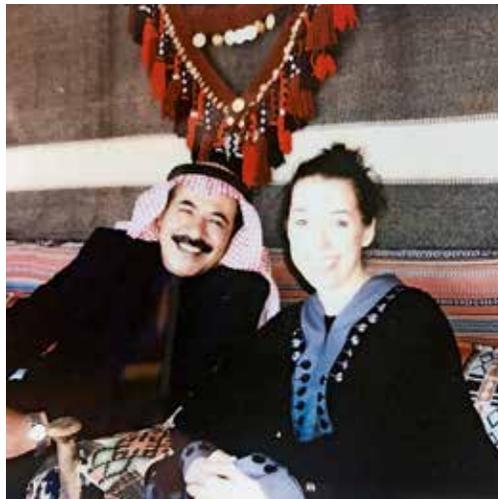
Vier Stunden dauerte das Tête-à-Tête zwischen Macron und Merkel in Meseburg. Frankreichs Präsident war bemüht, die Kanzlerin zu stützen und in der Migrationskrise den Weg für eine europäische Lösung freizuschaukeln. Die Odyssee des Flüchtlingsschiffs «Aquarius» und die Weigerung des italienischen Innenministers Matteo Salvini, Italiens Häfen für das Schiff zu öffnen, hatte die jüngste Krise ausgelöst. Wer ist der Mann, den Macron einen «Zyniker» schimpft? Nicholas Farrell hat ihn getroffen. Derweil steckt die Regierung in Berlin in ihrer grössten Krise. Zwei Drittel der Deutschen lehnen Merkmals Migrationskurs der offenen Tür ab. Innenminister Horst Seehofer hätte es in der Hand, die Koalition mit der Kanzlerin zu sprengen. Bisher hat er sich indessen eher als Mann der grossen Worte denn als entschlossene Führungsfigur profiliert, schreibt Anabel Schunke. **Seite 12 und 44**

Wir freuen uns ganz besonders, James Hamilton-Paterson wieder zu begrüßen. Vor Jahren wirkte der britische Schriftsteller als regelmässiger Wissenschaftskolumnist der *Weltwoche*. Jetzt kehrt er zurück mit einer sechsteiligen Serie über den Zustand der Weltmeere. Hamilton-Paterson ist ein intimer Kenner der Materie. Er lebte auf den Philippinen und verbrachte ein Jahr, jagend und fischend, ohne Strom und fliessendes Leitungswasser, allein auf einer Pazifikinsel. Als eine Mischung aus Philosoph und Abenteurer, der britische Welt erkunder eignete sich das Wissen an, das er hier mit der ihm eigenen Eleganz vorträgt. **Seite 16**

Nach dem Sieg von SVP und FDP bei den letzten eidgenössischen Wahlen lamentierte die Linke über den «Rechtsrutsch» im Nationalrat. Nach dieser Sommersession reibt sie sich vergnügt die Hände: Das vermeintlich rechte Parlament will Unternehmenssteuerreform und AHV verknüpfen und dafür noch tiefer in die Lohntüte der Bürger greifen. Die grosse Kammer verlängert die Anschlagfinanzierung für Kinderkrippen. Ins Aktienrecht werden Teile der linken Konzernverantwortungsinitiative eingebaut, und fünf FDP-Abweichler sorgen für eine Frauenquote an der Spitze grosser börsenkotierter Unternehmen. Was ist los im Bundeshaus? Unser Kollege Dominik Feusi beschreibt tiefe Risse im bürgerlichen Lager. **Seite 30**

Die Schweiz hat in den letzten Jahren zwar ihr Scheidungsrecht modernisiert: Männer sollen nicht mehr nur Zahlväter sein, sondern sich nach der Scheidung im Alltag um ihre Kinder kümmern können. In der Praxis allerdings leben die Gerichte diesem Grundsatz häufig noch nicht nach und nageln die Männer in der Rolle

des Ernährers fest. Das zeigt exemplarisch die Geschichte eines Vaters, der seit mehreren Jahren in einem Scheidungskrieg steckt. **Seite 36**



*Einblicke in ein verborgenes Reich: Alex Schlacher (r.).*

Genau vor einem Jahr wurde in Saudi-Arabien Mohammed bin Salman zum Kronprinzen erkoren. Seither ereilen uns unglaubliche Nachrichten: Kinos öffnen die Türen, Frauen dürfen ans Steuer, das stockkonservative saudische Reich scheint sich zu öffnen. Die Fotografin Alex Schlacher konnte als erste westliche Fotografin während vier Monaten das Land bereisen – ohne Aufpasser und ohne Zensur. Ihre Bilder ermöglichen faszinierende Einblicke in ein verborgenes Reich. Die *Weltwoche* druckt exklusiv eine Auswahl ihrer Eindrücke. Sie werden demnächst in Buchform vorgelegt unter dem Titel: «People of the Kingdom». **Seite 50**

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)

Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler, Corina Mühle (*Assistentin*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Julia Dunlop (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Wer kümmert sich um meine Firma, wenn ich mich plötzlich um meine Familie kümmern muss?

Für alle Fragen, die man sich als Unternehmer stellt:  
Von der vorausschauenden Vermögensstrategie bis zur Nachfolge im Unternehmen. Für die Zukunft Ihrer Unternehmung genauso wie für Ihre eigene.

Wer viele Unternehmer berät, kann jeden einzelnen besser beraten.  
**Führend für Unternehmer**

[ubs.com/unternehmer](https://ubs.com/unternehmer)



# Petkovics Balkan-Söldner

## Gefährdet der Nationalcoach den Schweizer Fussball?

Von Roger Köppel

Die Fussball-WM ist das weltgrösste Spektakel seit dem Abgang der Gladiatoren, eine globale Massentrance der Männer irgendwo zwischen Realitätsflucht, Geld und Patriotismus. Zudem markiert dieser Mega-Anlass einen begrüssenswerten zivilisatorischen Fortschritt, ist Ausdruck einer Verfeinerung der Sitten, denn es müssen nicht mehr Menschen und Tiere abgeschlachtet werden, um die Fans ins Stadion zu locken.

Eishockey ist hart, aber ehrlich. Fussball ist weich, dafür unehrlich. Fussballer foulten verdeckt, feige, aus dem Hinterhalt. Sie lassen sich fallen, auch wenn nichts war. Sie simulieren, spielen die Überempfindlichen, um dann, wenn es niemand mehr sieht, umso rücksichtsloser die Ellbogen auszufahren oder in gegnerische Achillessehnen zu grätschen.

Eine typische Fussballszene war vor ein paar Wochen das nicht geahndete Brutalfoul des spanischen Real-Verteidigers Sergio Ramos am ägyptischen Liverpool-Star Mohamed Salah im Champions-League-Final.

Ramos liess es wie einen Unfall aussehen, aber die Art, wie er bei einem Zweikampf den Arm des Ägypters über der eigenen Hüfte einschraubte, nicht mehr losliess, um dann bei der gemeinsamen Notlandung die volle knochenbrecherische Hebelwirkung in Kauf zu nehmen – das war pure böse Absicht. Weinend musste Salah mit einer üblen Schulterverletzung vom Platz. Real siegte nach dem erfolgreichen chirurgischen Eingriff problemlos.

Das grosse WM-Thema bei Redaktionsschluss ist natürlich der sensationelle 1:1-Sieg der Schweizer im Startmatch gegen den fünffachen Weltmeister Brasilien. Es war ein klassisches Eröffnungsspiel an dieser von Präsident Putin bisher ausgezeichnet organisierten WM der guten Laune: hier der verkraufte, gelegentlich lendenfaule Favorit, der unbedingt Weltmeister werden muss; auf der anderen Seite der übermotivierter Aussen-seiter, der mit Abwehrbeton, Fleiss und Glück einen Punkt holt.

Die Schweizer spielten frech, solid aus dem Reduit ihrer Verteidigung, liessen Baumstämme und Felsbrocken auf die anstürmenden südamerikanischen Ball-Artisten niederregnen. Valon Behrami, «der Krieger», holte den Zauberstürmer Neymar immer wieder mit fröhlicher Grausamkeit von den Beinen. Tor-

schütze Steven Zuber räumte zuerst unsanft einen feingliedrigen Brasilianer weg, ehe er zum glückbringenden Kopfballtreffer abhob.

In die allgemeine Euphorie um die Schweizer, die vielleicht schon heimlich vom WM-Titel träumen, mischen sich allerdings Miss-töne. Grund ist die Zusammensetzung des Petkovic-Teams, eine bewährte, erfahrene Veteranentruppe von Auslandsöldnern mit Schwerpunkt Balkan, angereichert durch ein paar eingeschweizerte Afrikaner. Da im Fussball nicht die Herkunft, sondern nur die Leibchenfarbe zählt sowie das Resultat, verbietet sich hier die Frage, wie viel Schweiz in dieser Schweizer Mannschaft denn überhaupt noch drinsteckt.

Echten Unmut produziert hingegen der Umstand, dass Petkovic auf seine Russland-Expedition nur einen einzigen Spieler mitnahm, der in der Schweiz sein Geld verdient, den FC-Basel-Verteidiger Michael Lang. Alle anderen im 23-Mann-Kader sind bei nichtschweizerischen Klubs unter Vertrag. Petkovics Auswahl steht somit für die konsequente Nichtanwendung des Inländervorrangs im Fussball. Der Nationalcoach geht so weit, dass er einen Ersatzbankdrücker wie den Mittelstürmer Haris Seferovic (Benfica Lissabon) dem Basler Topskorer dieser Saison, Alban Aejeti, vorzieht. Zu Hause bleiben musste auch der exzellente YB-Verteidiger Kevin Mbabu. Stattdessen setzt Petkovic erneut auf Gelson Fernandes, Auswechselspieler bei Eintracht Frankfurt. Der amtierende Schweizer Meister Young Boys stellt keinen einzigen Nationalspieler. Keinen einzigen.

Ist das schlau? Oder verrückt? Vielleicht hat der Bosnien-Kroate Petkovic eine Vorliebe für seine eingespielte Balkan-Connection. Möglicherweise ist er nicht so risikofreudig. Allen-

falls krankt er seit seinem knapp verpassten Meistertitel in Bern an einem YB-Trauma. Sicher haben Spieler bei ihm bessere Karten, die in Italien tätig waren. Das kann man ihm nicht verargen, aber für die Schweizer Klubs ist seine Personalpolitik ein Problem. Hinter den Kulissen brodeln es. Erheblich ist der Ärger über den Nationalcoach mit seiner fast inländerfreien Multikulti-Balkan-Söldner-Truppe.



Ersatzbankdrücker: Seferovic, Petkovic.

Während der WM will niemand die Stimmung verderben, deshalb lässt sich keiner zitieren. Ein erfolgreicher Sportchef drückt es am Telefon so aus: Der Schweizer Vereinsfussball lebe davon, dass man junge Spieler ausbilde und möglichst gewinnbringend ans Ausland verkaufe. Damit die Wertschöpfung funktioniere, brauche es die internationalen Bühnen, Champions League, vor allem aber auch die Nationalmannschaft. Indem sich Petkovic mit seinem Team von der Schweiz abnabe, störe, ja zerstöre er diese Geld- und Nahrungskette.

Sein Ausländervorrang produziere aber auch Identifikations- und Motivationsprobleme. «Was sage ich einem jungen Spieler, der sieht, dass er in dieser Nationalmannschaft keine Chance hat, solange er in der Schweiz spielt?» Bereits heute würde sich mancher Secondo überlegen, ob er nicht besser gleich für Serbien oder für Nigeria antreten solle, anstatt hinten anzustehen für einen Platz in der Petkovic-Equipe. Ein anderer Sportchef sagt, dass der Nationalcoach mit seiner Schweiz-missachtung junge Spieler zu früh ins Ausland vertreibe, wo sie unter Umständen ihr Talent verheizen.

Sägt Petkovic mit seiner Auslandsöldnerpolitik am Geschäftsmodell des Schweizer Fussballs, dem er seinen Lohn verdankt? Wenn er den WM-Viertelfinal erreicht, wird das Gemecker verhallen. Geht es nach dem Brasilien-1:1 abwärts, kommt der Shitstorm. Noch ein letzter Gedanke: Fussball ist nicht nur Geld, sondern auch Gefühl, Identifikation, Heimat. Für die Fans wäre es sicher ein Entgegenkommen, wenn sie ihre Nationalteam-Stars nicht nur auf den Ersatzbänken des Auslands, sondern wieder regelmässiger auf den Fussballplätzen in der Schweiz bewundern könnten.

Gelenkprobleme  
soll man nicht auf  
die leichte  
Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der  
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie  
und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





«Bye-bye, Traumfigur»: Silvia Aeschbach. Seite 22



Sind die Ozeane noch zu retten? Seite 16



«Diese Herrschaften wissen, dass Italien nicht länger bereit ist, bei illegaler Einwanderung mitzumachen.»

Matteo Salvini: Seite 44

## Titelgeschichte

- 26 **Korrupt** Die Geschichte der Post AG ist ein Reigen von Skandalen
- 28 **Wie weiter?** Mehr Kontrolle durch private Investoren

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar  
Hart, aber ehrlich
- 10 Politik  
Dreireden, Eindringen
- 11 Eilmeldung Alvaro Uribe  
Comeback in Kolumbien
- 12 Kopf der Woche Horst Seehofer:  
Mann der grossen Worte
- 20 Essay der Woche  
Nati und Nationalstolz
- 24 Mörgeli  
Berns Sozialarbeiter am Limit
- 24 Bodenmann  
Das Walliser Nein zu Sion 2026
- 25 Medien Schau, die Presse
- 25 Die Deutschen Es dämmert
- 46 Ausland  
Amerika kommt zurück

## Inland

- 30 Es war einmal ein Rechtsrutsch  
Das Versagen der Bürgerlichen
- 32 Sessions-Check  
Hornkühe und Geschlechterquoten
- 33 Kriminalität Afrikanische  
Drogendealer in Lausanne

- 36 Männer im Hamsterrad  
Schlechte Karten im Scheidungskrieg
- 38 Tod im Genfersee Der Fall einer  
27-jährigen Walliser Transsexuellen
- 49 Schweiz-EU  
Die Ukraine ist kein Vorbild

## Ausland

- 44 **Matteo Salvini** Italiens Innenminister  
fordert die europäischen Elite heraus
- 47 Inside Washington Bestmarke
- 48 Ludwig Erhard Der Vater des  
deutschen Wirtschaftswunders

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 16 **Zur Lage der Weltmeere** Neue Serie  
von James Hamilton-Paterson
- 34 Ämtlijäger im Raiffeisen-Land  
René Lüchinger über Filz und Inzucht
- 40 Schweizer Start-up Neue Wege  
in der psychiatrischen Diagnostik
- 42 Klenico «Rasche Ergebnisse»
- 60 Mysterien der Weltgeschichte  
Hitlers englische Freundin

## Kultur & Gesellschaft

- 22 Silvia Aeschbach Die Autorin sagt,  
wie Frauen glücklicher werden
- 39 Yaël Meier Generation mutig
- 50 **Saudi-Arabien intim** Fotografin  
Alex Schlachers Begegnungen
- 56 Joy Division Die Band aus Manchester  
bleibt bis heute einflussreich
- 57 Iggy Azalea Die Untote

## Fussball-WM 2018

- 43 Sepp Blatter  
Schweizer Nationalfeiertag in Rostow
- 43 Marcel Reif Appetitlos
- 47 Brief aus Rostow

## Rubriken

- 9 Im Auge Valon Behrami
- 14 Personenkontrolle
- 15 Nachruf Jahseh Dwayne Onfroy
- 58 Die Bibel Kirche braucht Führung
- 58 Kino «Ocean's Eight»
- 59 Knorrs Liste
- 59 Jazz  
The Jazz at Lincoln Center Orchestra
- 61 Fragen Sie Dr. M.
- 61 Gewinner der Woche  
Cicor Technologies
- 62 Thiel Islam für alle
- 62 Namen 20 Jahre, 50 Jahre, 60 Jahre
- 62 Fast verliebt Schlecht bestückt
- 63 Unten durch Dunkle Kräfte
- 64 Wein Cabernet Süd
- 64 Salz & Pfeffer  
Am Beispiel des Kaisergranats
- 65 Auto Mazda MX-5
- 66 Darf man das?/Leserbriefe

# Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis 2'354'000.- inkl. 2 PP, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Sommer 2019  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis Miete 4'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
Preis ab 1'745'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'278'600.-, Bezug auf Anfrage  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.visterrano.ch](http://www.visterrano.ch)



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unteringstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



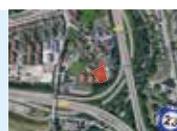
5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis 1'500'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 934'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018  
[www.vecciacaasa.ch](http://www.vecciacaasa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies-glattbrugg.ch](http://www.glattwies-glattbrugg.ch)



4 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'790'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**

**MINERGIE**<sup>®</sup>  
Member

**You Tube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

**EIGENHEIM  
MESSE  
SCHWEIZ**

**Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:**

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
29. - 31. März 2019, Lake Side Zürich

Stand Mai 2018



## Leserangebot: «Oper Tell 2018» in Interlaken

# Wilhelm Tell: Schiller trifft Rossini

Rossinis Oper «Guillaume Tell» gilt als Juwel der Musikgeschichte. Erleben Sie das Meisterwerk erstmals in der Naturkulisse am Schauspielplatz der Tellspiele in Interlaken. Emotionen sind garantiert – vom Rütlichswur bis zum Sieg der Freiheit!

Seit mehr als hundert Jahren wird in Interlaken Friedrich Schillers weltberühmter «Wilhelm Tell» aufgeführt. Dieses Jahr haben Sie die einmalige Gelegenheit, das Heldendrama von seiner klingenden Seite kennenzulernen: als neunzigminütige Operninszenierung des fünfständigen Meisterwerks von Gioacchino Rossini.

In enger Zusammenarbeit mit den Tell-Freilichtspielen Interlaken präsentiert die «Oper Tell» die Höhepunkte von «Guillaume Tell» von Gioacchino Rossini (1792–1868), dem grössten Opernkomponisten seiner Zeit.

Das Opernerlebnis fasziniert durch traumhafte Solopartien, verbunden mit monumentalen Chor- und Orchestereinsätzen. Auch Anklänge

an das Schweizer Volkslied hat der italienische Komponist einbezogen, so etwa das Greyerzer Hirtenlied «Ranz des vaches» oder Weisen aus dem Gotthard-Gebiet.

Über 300 Mitwirkende sorgen für ein akustisches Spektakel auf der Freilichtbühne, darunter die Original-Spielleute der Tellspiele sowie sechs internationale Solisten, sechs Chöre und das 52-köpfige Sinfonieorchester, nebst Tieren und Sondereffekten. Ein technisches Highlight und ein Novum in der Schweiz ist die 360-Grad-Audio-Tonübertragung.

Die «Oper Tell» von Rossini ist ein Schauspiel, das nicht nur eingefleischte Opernfans begeistert, sondern auch Tell-Freunde und Musikliebhaber jeden Alters.

### Platin-Club-Spezialangebot

**Oper Tell 2018 - Schiller trifft Rossini**  
08./09./14./15. September 2018

**Veranstaltungsort:**  
Naturkulisse der Tell - Arena  
3800 Matten b. Interlaken

**Sonderpreise:**  
Für *Weltwoche*-Abonnenten:  
20% Rabatt auf Sitzplatzkarten  
Kategorie A: Fr. 128.– (statt 160.–)  
Kategorie B: Fr. 104.– (statt 130.–)  
Kategorie C: Fr. 80.– (statt 100.–)  
Kategorie D: Fr. 56.– (statt 70.–)

**Anmeldung:**  
Tellbüro Interlaken, info@tellspele.ch  
Tel. 033 822 37 22, Vermerk «OperTell/Weltwoche»

**Veranstalter:**  
Concert200 GmbH, Rigi-Kaltbad,  
in Zusammenarbeit mit den Tell-Freilichtspielen  
Interlaken.

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

# Hart, aber ehrlich

Von Alex Baur — Das konsequente Vorgehen gegen illegale Migration in den USA wie in Italien sorgt für Entsetzen. Doch auf die weiche Tour ist das tödliche Treiben an der Grenze nicht zu stoppen.



Lebensgefährlicher Trip: US-Südgrenze.

Wenn es für die Trump-Hasser noch eines ultimativen Beweises bedurfte, seine Migrationspolitik liefert ihn: Wer unschuldige Kinder den Eltern entreisst und einsperrt, muss ein Unmensch sein! Seit sechs Wochen werden an der Südgrenze der Vereinigten Staaten illegale Zuwanderer verhaftet, selbst wenn sie in Begleitung von Minderjährigen reisen. Da in den USA Jugendliche nicht zusammen mit Erwachsenen eingesperrt werden dürfen, liess man diese Gruppe von illegalen Immigranten bislang ins Land einreisen, wo sie in aller Regel untertauchten. Jetzt werden die Minderjährigen von den Erwachsenen getrennt und für maximal zwei Wochen in behördliche Obhut genommen.

## Kinder als Freipass für die Einreise

Diese harte Linie löste einen selbst für trump-sche Masstäbe aussergewöhnlichen Aufschrei des Entsetzens aus. Der Präsident setze die Kinder als Waffe gegen Immigranten ein, werfen ihm sogar Kritiker aus der eigenen Partei vor. Nur: Kinder werden schon lange als Waffe eingesetzt – von den Migranten allerdings, und das in zunehmendem Mass. In der allgemeinen Empörung ging völlig unter, dass von 12 000 Kindern, die sich an der US-Südgrenze zurzeit in behördlichem Gewahrsam befinden, vier Fünftel beim illegale

len Grenzübertritt gar nicht in Begleitung ihren Eltern waren.

Gemäss Kirstjen Nielsen, der Ministerin für Inlandsicherheit, hat die frühere Praxis dazu geführt, dass eine steigende Zahl von Kindern gleichsam als Freipass für die Einreise in die USA missbraucht, ja regelrecht angemietet werden. Sie gehören gar nicht zu ihren vermeintlichen Eltern. Viele Halbwüchsige aus Zentralamerika werden allein oder mit Fremden über die US-Grenze geschickt, wo im letzten Jahr 412 Migranten in der Wüste verdursteten oder im Rio Grande ertranken.

## Zynischer Teufelskreis

Eine Regierung, die solche Zustände toleriert, macht sich mitschuldig. Der humanitäre Impetus, mit dem sich die Trump-Hasser selber zelebrieren, zeugt von Heuchelei. In Lateinamerika herrscht zurzeit nirgends ein Bürgerkrieg und auch keine Hungersnot, die es rechtfertigen würde, dass man Kinder auf den für Fremde lebensgefährlichen Trip durch Mexiko schickt. Doch keiner redet von der Verantwortung dieser Eltern. Die Latinos werden von den humanitären Bedenkenträgern behandelt, als wären sie alle so unmündig wie ihre Kinder. Wenn die US-Behörden diese Kinder

## Eine Regierung, die solche Zustände toleriert, macht sich mitschuldig.

vorübergehend in Gewahrsam nehmen, tun sie es auch zu deren Schutz.

Ähnlich sieht es in Europa aus. Eine Welle des Hasses ergoss sich über Innenminister Matteo Salvini, als er der «Aquarius» mit 629 illegalen Immigranten an Bord die Einfahrt in italienische Häfen verweigerte. Man hätte meinen können, Italien habe die Menschenrechte abgeschafft. Tatsächlich hat der als «Mussolini» beschimpfte Salvini bloss geltendes Recht angewendet. Dieses schreibt vor, dass Schiffbrüchige in den nächsten sicheren Hafen gebracht werden müssen. Die NGO-Aktivistinnen der «Aquarius» hatten die zumeist afrikanischen Migranten vor der libyschen Küste aus dem Meer gefischt. Der nächste Hafen befand sich, sofern man Libyen als zu gefährlich betrachtet, in Tunesien oder Malta.

Das Schlamassel im Mittelmeer hat sich Italien zum Teil selber zuzuschreiben. Nach

>>> Fortsetzung auf Seite 10

# In Paradiso



Valon Behrami, Fussballsöldner.

An den Brief wird sich Ragip, der Vater des Fussballhelden Valon Behrami, immer erinnern. Diesen fatalen Brief vor zwanzig Jahren. «Sieben Nachbarsfamilien sind aus Stabio abgeschoben worden.» Valon war damals dreizehn und ein vielversprechender Langstreckenjunior. Valon lief mittags, aber abends spielte der Junge Fussball. Ragip Behrami arbeitete im Tessin als Chauffeur und Lagerist. Er stammte aus Mitrovica, einer Stadt im Niemandsland der Grenze zwischen dem albanischen und dem serbischen Bevölkerungsteil des Kosovo, ein studierter Ökonom, der den Job als Verkaufsleiter der Plastikfabrik Koplast in den Bürgerkriegswirren verlor.

Nun war die Schweiz Niemandsland. Aber Valon rettete seine Familie – eine Welle von Solidarität überflutete Stabio und die Nachbardörfer. 2000 Unterschriften forderten ein Bleiberecht für Valon und die Behramis, und besonders half, dass sein bester Fussballkumpel der Sohn des früheren Staatsrates Alex Pedrazzini war. Er stand dann um halb sechs Uhr auf und fuhr dank eines Stipendiums täglich ins Sportzentrum Tenero bei Locarno zur Schule und zum Training. Mit 17 bekam er, ohne darum zu bitten, den Schweizer Pass, nur weil er so gut spielte. Als er 18 war, ging sein Club, der FC Lugano, pleite.

Aus dem Geländeläufer wurde ein mit kalter Energie aufgeladener, auch sich selber gegenüber schonungsloser Reisläufer, der Karriere machte in den Uniformen der Fussballclubs von Genua, Hellas Verona, Lazio Rom, West Ham United, AC Florenz, SSC Neapel, Hamburger SV, Watford und zuletzt Udine Calcio. Vielleicht erinnert er mit seinem Haudegenum auch ein wenig an die von der Geschichte weitgehend verschwiegenen, untergegangenen Kampftugenden der alten Eidgenossen, diesen gefürchteten Kriegsgurgeln in fremden Diensten. Er ist einer von uns, stellen wir etwas irritierten Gewissens fest. Die schönste und sportlichste Tessinerin, das Skischätzchen Lara Gut, hat ihr Herz an ihn verloren. Den Eltern hat Valon Behrami aus seinen frühen Gagen eine Wohnung gekauft. In Lugano-Paradiso. Peter Hartmann

einem Bootsdruma auf der Insel Lampedusa im Frühling 2013, das damals sogar den Papst auf den Plan rief, verlegte die italienische Marine ihre Rettungseinsätze vor die libysche Küste. Das Resultat lässt sich in Zahlen messen: Während 2013 gemäss dem Uno-Flüchtlingshilfswerk UNHCR noch 59 421 Immigranten den Weg übers Mittelmeer schafften, waren es im folgenden Jahr bereits 216 054, also mehr als das Dreifache. Noch rasanter, auf mehr als das Fünffache, stieg die Zahl der Ertrunkenen an, nämlich von 600 auf 3500. Im Rekordjahr 2016 (362 753 Migranten) ertranken über 5000 Menschen im Mittelmeer.

Die Rettungsaktionen unmittelbar vor der libyschen Küste bewirkten das Gegenteil von dem, was sie sollten. Die Schlepper ver-

### Die vorsätzlich provozierte Seenot ist ein fester Teil dieses zynischen Systems.

legten sich auf überfüllte, billige Schlauchboote, die es mit knapper Not ins offene Meer schaffen, wo sie in der Regel auseinanderbrechen. Die vor der Küste wartenden und per GPS leicht anzupeilenden Rettungsschiffe nahmen die Schiffbrüchigen auf und erledigten den teuersten und aufwendigsten Part, die Überfahrt nach Italien. Die vorsätzlich provozierte Seenot, bei der absehbar Menschen ertrinken, ist ein fester Teil dieses zynischen Systems, das sich überdies spendenwirksam vermarkten lässt. Je mehr Menschen ertrinken, desto mehr Hilfe kommt, desto mehr begeben sich auf die halbsbrecherische Reise. Ein Selbstläufer.

Seit einem Jahr – lange bevor Salvini an die Macht kam – versucht Italien, dem mörderischen Teufelskreis auf dem Mittelmeer Einhalt zu gebieten. Die Seerettungen werden zwar weit geführt, aber in Koordination mit der libyschen Küstenwache. Die Zahl der Migranten und der Todesopfer ist dramatisch gesunken. Damit begann der schon lange schwelende Konflikt mit NGO-Schiffen wie der «Aquarius», deren erklärtes Ziel es ist, möglichst viele Migranten nach Europa zu bringen.

### Kein Grund zur Selbstgefälligkeit

Mag sein, dass Hardliner wie Donald Trump und Matteo Salvini mehr die Gunst ihrer Wähler im Auge haben als die Katastrophen, die sich an ihren jeweiligen Landesgrenzen zutragen. Für die Flüchtlingshelfer gibt es trotzdem keinen Anlass zur moralischen Selbstgefälligkeit. In ihrer ideologischen Verblendung haben sie bislang jede pragmatische Lösung torpediert. Sie sind mitverantwortlich für das Elend.

## Politik

# Dreinreden, eindringen

## Von Beat Gygi — Warum die Verfechter der linken Konzernverantwortungsinitiative an die Vorstellungen von Hausbesetzern erinnern.

**E**in privates Unternehmen ist wie ein Haus, das den Leuten gehört, die zum Bau beigetragen haben. Die Eigentümer können es gestalten, nutzen und ein und aus gehen, wie sie es für sich vereinbart haben. Sie können Besucher empfangen, mit denen sie etwas tauschen oder zusammenarbeiten wollen. Sie können aber auch die Türen schliessen. Für wen private Häuser offen sein sollen, ist in freiheitlichen Ordnungen eine Frage der Abmachung. Fremde Passanten können nicht einfach rasch in die Küche schauen oder in den Kleiderschrank greifen. Doch das könnte sich bald ändern.

### Ein Verdacht genügt

Unternehmen, deren Aktien für alle erhältlich sind und an Märkten öffentlich gehandelt werden, dürfen schon längst nicht mehr nach Belieben die Vorhänge ziehen. Das Gesetz verlangt die Offenlegung umfangreicher Informationen zu Geschäftsgang, Produkten und Personal. Das Publikum soll sich durch die Fenster ein Bild vom Zustand des Hauses und vom Verhalten der Bewohner machen können. Die Fenster sind in den letzten dreissig Jahren immer grösser geworden, früher zeigten Firmen den Umsatz, heute legen sie die ganze Buchhaltung mit Kosten, Margen, Renditen, Löhnen und Besitzverhältnissen hinter die Scheiben, viele stellen Zusatzinformationen zu Wasserverbrauch, Emissionen, Mitarbeiterzufriedenheit, Lohngleichheit oder karitativen Tätigkeiten dazu.

Mit dem Anschauen allein ist es aber nicht mehr getan. Dreinreden macht dem Publikum noch mehr Spass. Seit einigen Jahren dürfen sich fremde Leute ins Innenleben der Häuser einmischen, wenn sich die Bewohner nicht so verhalten, wie es die Normen wollen. Eigentlich ist die Höhe der Löhne eine Privatangelegenheit zwischen den Aktionären einer Firma und ihren Managern, aber wenn sich das Publikum heftig über hohe Bezüge aufregt, reizt dies die Politiker zum Einschreiten. Managerlöhne begrenzen – das war nach der Finanzkrise das Hauptthema der Aktienrechtsreform-Debatte, zusätzlich angeheizt durch Thomas Minders Initiative «gegen die Abzockerei».

Dann kam zunehmend die Meinung auf, dass es in den Häusern zu viele Männer und zu wenig Frauen gebe, vor allem an den edleren Schreibtischen. Der Nationalrat hat in der soeben beendeten Session deshalb eine Änderung des Aktienrechts beschlossen, die den Firmen eindringlich rät, 20 bis 30 Prozent der Führungsposten mit Frauen zu besetzen. Passanten

dürfen somit künftig ungehemmt mit lauter Stimme in die Stube rufen, jetzt solle man endlich mehr Frauen auf die Chefsessel lassen.

Und jetzt soll auch noch das Eindringen ins Haus in Mode kommen. Die von linker Seite lancierte Konzernverantwortungsinitiative verlangt von Schweizer Konzernen, dass sie sich in der ganzen Welt gemäss Schweizer Vorgaben verhalten, vor allem bezüglich Menschenrechten und Umweltauflagen. Selbst dann, wenn ausländische Regeln lockerer sind, soll man sie einklagen können. Aus Sicht von SP-Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer steht die Schweiz als internationaler Wirtschaftsstandort in zentraler Verantwortung gegenüber dem Verhalten der Unternehmungen.

Zu einem Gegenvorschlag in abgeschwächter Form hat der Nationalrat im Zusammenhang mit der Aktienrechtsrevision soeben ja gesagt – auch um der Initiative Wind aus den Segeln zu nehmen. Sollte aber die eine oder andere Form zur Umsetzung kommen, kann das bedeuten, dass künftig beliebige Leute einfach ein Haus ins Auge fassen und behaupten können, sie hätten einen Verdacht – um dann mit dem lokalen Richter durch die Tür zu treten und in Büro, Küche und Kleiderschrank Waren, Verträge oder E-Mails daraufhin zu untersuchen, ob wirklich alles den Schweizer Stempel trägt. An angriffigen Passanten wird es nicht fehlen: Gut 150 Organisationen sind Verfechter der Initiative.



Hereinspaziert: Leutenegger Oberholzer (SP).

# Comeback des Jahres

Von Florian Schwab — Was bedeutet die politische Rückkehr der Reizfigur Alvaro Uribe in Kolumbien? Die *Weltwoche* sprach mit der neuen Vizepräsidentin Marta Lucía Ramírez.



Kritiker des Farc-Deals: kolumbianischer Ex-Präsident Uribe.

Die knapp fünfzig Millionen Kolumbianer sind ein fussballbegeistertes Volk. Als sie sich in den Bars versammelten, um am Sonntag um dreizehn Uhr Ortszeit das Spiel Schweiz–Brasilien anzusehen, geschah dies bei Fruchtsaft und Limonade. Ein altes Gesetz verbietet an Wahltagen den Ausschank alkoholischer Getränke: Am gleichen Tag schritten die Wähler in Südamerikas drittgrösstem Land zur Urne, um in einer Stichwahl ihren neuen Präsidenten zu wählen. Dabei obsiegte der konservative Kandidat Iván Duque über den weit links stehenden Gustavo Petro.

Mit der Präsidentschaftswahl war auch die wichtigste Zukunftsfrage des Landes verknüpft. Was soll aus dem Vertrag werden, den der scheidende Präsident Juan Manuel Santos mit der marxistischen Terrororganisation Farc ausgehandelt hat? Im Ausland hat ihm dieser viel Lob und den Friedensnobelpreis eingebracht, in Kolumbien ist er aufgrund der grossen Zugeständnisse an die Farc jedoch unpopulär. Duque gehört zu den Kritikern. Petro trat so vehement für den Farc-Deal ein, dass der Eindruck entstehen konnte, dieser sei als Türöffner zu einer eigentlichen sozialistischen Machtergreifung konzipiert – das Nachbarland Venezuela lässt grüssen.

Indirekt stand am Sonntag auch die Aussenpolitik des Schweizer Aussendepartements zur

Abstimmung, denn das EDA hatte den Friedensvertrag aktiv gefördert. Selbst nachdem die Kolumbianer in einer (nicht bindenden) Volksabstimmung den Deal abgelehnt hatten, erklärte sich der ehemalige Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) bereit, das Dokument in der Schweiz zu verwahren. Der damalige Staatssekretär Yves Rossier flog, verfolgt von Fernsehkameras, in die Karibikstadt Cartagena, um den Vertrag persönlich in Empfang zu nehmen. Das demokratisch desavouierte Dokument lagert seit rund eineinhalb Jahren im Bundesarchiv.

Nun bilden die Kritiker des Farc-Deals die Regierung. Duque wurde als Kandidat vom ehemaligen Präsidenten Alvaro Uribe aufgebaut,

## Indirekt stand am Sonntag auch die Schweizer Aussenpolitik zur Abstimmung.

der vor zwei Jahren entgegen aller Wahrscheinlichkeiten die Nein-Kampagne in der Volksbefragung über das Friedensabkommen zum Sieg geführt hatte. Und jetzt ist ein «Uribist» Präsident. Als die Unterstützer Duques am Sonntag den Wahlsieg feierten, riss sie jede Erwähnung des Namens Uribe zu Begeisterungstürmen hin. Der Ex-Präsident wird gefeiert als Retter des Landes, als «Urkraft der Demokratie».

Was bedeuten die neuen politischen Realitäten in Bogotá für die Schweiz? Die *Weltwoche* hat mit verschiedenen der neuen Regierung nahestehenden Personen gesprochen, darunter Marta Lucía Ramírez. Als Vizepräsidentin ist Ramírez neu die Nummer zwei im Land. Sie ist die erste Frau in dieser Funktion und gehörte der Regierung Uribe als erste weibliche Verteidigungsministerin an.

## Heikles Papier im Bundesarchiv

Die strikt sozialistische Agenda des Gegenkandidaten Petro wäre auch auf Kosten der Schweizer Wirtschaft gegangen. Etliche Schweizer Unternehmen wie der Industriegigant ABB und die Rohölhandelsfirma Trafigura sind mit Milliardeninvestitionen in Kolumbien präsent (vgl. *Weltwoche* Nr. 33/17). Für Firmen wie Nestlé oder Novartis ist das bevölkerungsreiche Land ein wichtiger Absatzmarkt. Im Gespräch macht Lucía Ramírez deutlich, dass «die neue Regierung um die Wichtigkeit internationaler Investitionen weiss und diese fördern möchte». Ferner wolle die neue Regierung durch eine konservative Finanzpolitik das unter Präsident Santos strapazierte Vertrauen der internationalen Investoren wiederherstellen.

Was den Friedensvertrag betrifft, so stellt die neue Vizepräsidentin «substanzielle Veränderungen» in Aussicht. Die Straffreiheit für Verbrechen gegen die Menschlichkeit, welche die Regierung Santos dem Spitzenpersonal der Farc zugesagt hat, werde man korrigieren. Und auch die Klassifizierung des Kokaingeschäfts der Farc als «politisches Delikt» mit milden Strafen sei passé.

Man darf damit rechnen, dass die Regierung Duque das drogenpolitische Laissez-faire der Regierung Santos aufgeben wird. Glaubt man einer offiziellen Verlautbarung des amerikanischen Office of Foreign Assets Control aus dem Jahr 2015, dann unterhielt das weitverzweigte Drogenimperium der Farc eine Filiale in der Schweiz. Die Schweizer Justiz tut sich bislang schwer bei der Aufarbeitung dieser Schweizer Connection. Die Bundesanwaltschaft hat das Thema der Staatsanwaltschaft des Kantons Zürich überantwortet, die seither Verfahren führt. Bereits früher war die Schweiz in den Ruch gekommen, die Farc aktiv zu unterstützen. Vor zehn Jahren deckte die *Weltwoche* auf, dass der EDA-Vermittler Jean-Pierre Gontard in Geldtransporte der Farc verwickelt war.

Zur Frage, was aus dem in der Schweiz liegenden Farc-Vertrag werden soll, hält sich die neue Regierung vorerst bedeckt. Uribe selber hatte unser Land bereits vor der Lagerung des Papiers brieflich aufgefordert, dieses nicht anzunehmen. Es ist also nicht ausgeschlossen, dass Präsident Duque früher oder später in Bern vorstellig wird und die Herausgabe verlangt. Sperrt sich die Farc gegen eine Verbesserung des Vertrags, wird der Umgang mit Kolumbien für die Schweizer Demokratie zum Drahtseilakt.



«Unschöne Bilder»: Migrationspolitiker Seehofer (l.), Merkel.

## Kopf der Woche

# Mann der grossen Worte, nicht der grossen Taten

Von Anabel Schunke — «Ich kann mit der Frau nicht mehr», klagt Innenminister Horst Seehofer. Sollte ihm je danach gewesen sein, den Aufstand gegen die Kanzlerin zu wagen, wäre jetzt Gelegenheit dazu: Fast zwei Drittel der Deutschen lehnen Merkels Flüchtlingspolitik ab. Doch Wankelmüt ist des Bayern Markenzeichen.

**G**ut zwei Jahre ist es her, dass Horst Seehofer im Rahmen der ARD-Reportagen-Reihe «Beckmann» dem geneigten TV-Zuschauer einen Einblick in sein Privatleben gewährte. Als besonderes Highlight führt darin der damalige bayerische Ministerpräsident das Kamerateam in ein Zimmer, das er eigens für seine Modell-eisenbahn hergerichtet hat.

Die Eisenbahn ist auch Ausdruck seines politischen Werdegangs. Der eine Schenkel stellt Bonn dar, der andere das bayerische Schwarzburg. Mit dem ICE gelangt man schnell von Bayern nach Nordrhein-Westfalen, wie Seehofer umgehend unter Beweis stellt. Und auch wenn Bonn seit 1999 nicht mehr Regierungssitz der Bundesrepublik Deutschland ist, warten Angela Merkel und Sigmar Gabriel am Bahngleis auf ihn. Die Kanzlerin als Playmobil-Figur mit braunem Haar und pinkem Blazer, der ehemalige Vize-

kanzler und Aussenminister sogar als original Sigmar-Gabriel-Figur. In entspannten Zeiten sei sie die «Chefin der Anlage». In schwierigeren Zeiten, so Seehofer mit Blick zum Fenster, verfrachte er sie auf die Fensterbank.

### Historische Niederlage

Zwei Jahre später stellt sich angesichts einer drohenden Eskalation über den künftigen Kurs in der Flüchtlingspolitik nicht mehr die Frage, ob Playmobil-Angela gerade «Chefin der Anlage» ist oder ein erneutes Time-out auf der seehoferschen Fensterbank geniesst. Längst kommt der Rückhalt für Merkels Flüchtlingspolitik nahezu ausnahmslos von den linken Oppositionsparteien, während sich in den eigenen Reihen das Unverständnis mehrt.

Besonders das Verhältnis zwischen Seehofer und Merkel scheint endgültig zerrüttet. «Ich kann mit der Frau nicht mehr arbeiten», soll er

in kleiner Runde unter den Regierungsmitgliedern der CSU gesagt haben. Die Kanzlerin weist den Innenminister unterdessen mit dem Verweis auf ihre Richtlinienkompetenz in die Schranken. Bisher hat das immer funktioniert. Der Minister gilt als wankelmütig. Allerdings weiss Horst Seehofer, dass er dieses Mal nicht so einfach zurückrudern kann und dass die Chancen für einen Coup gegen die Kanzlerin wohl nie so günstig waren.

Merkel ist geschwächt. In Europa und mittlerweile auch in einem Deutschland, das ihr viel Zeit gab, um ihre Flüchtlingspolitik in geordnete Bahnen zu lenken. Einem Deutschland, das angesichts der allgegenwärtigen Terrorbedrohung, der Morde wie desjenigen an der erst fünfzehnjährigen Susanna durch einen irakischen Asylbewerber und angesichts des Skandals im Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Bamf) nun allmählich seine



ihrem Kabinett gemacht hat. Ein konservatives Feigenblatt für die sozialdemokratische Politik der Kanzlerin – ähnlich einem Jens Spahn.

Es wäre seine Chance, die Deutschen vom Gegenteil zu überzeugen. Die Stimmung ist eine andere als noch vor drei Jahren. 53 Prozent befürworten einen Koalitionsbruch, sollte sich die CSU mit ihrer Forderung nicht durchsetzen, künftig jene Flüchtlinge an der Grenze abzuweisen, die bereits in einem anderen EU-Staat registriert worden sind. In Bayern sind es sogar fast 71 Prozent. Für ein Volk, das sonst nichts

---

### Kneift Seehofer auch jetzt, wird die AfD nicht nur in Bayern zulegen, sondern auch auf Bundesebene.

---

mehr fürchtet als die Veränderung, ein beachtliches Ergebnis. Seehofer hat, salopp gesagt, nichts zu verlieren. Er kann nur gewinnen. Einzig die Scheu vor der Verantwortung, so scheint es, hält ihn ab. Ein Problem, das, glaubt man den Ausführungen des *Welt*-Journalisten Robin Alexander in seinem Buch «Die Getriebenen», 2015 schon den damaligen Bundesinnenminister und andere davon abhielt, sich in der Flüchtlingspolitik gegen die Kanzlerin zu stellen und Grenzkontrollen einzuführen. Zu gross war damals die Angst vor «unschönen Bildern». Bis heute gilt deshalb der mündliche Erlass seines Vorgängers, Thomas de Maizière, der besagt, dass niemand an der deutschen Grenze abgewiesen werden darf, der um Asyl bittet.

Mittlerweile sind es jedoch eher die «unschönen Bilder» und schockierenden Berichte aus dem Inland, die den deutschen Durchschnittsbürger beunruhigen, und nicht mehr so sehr das Schicksal jener, die man vor fast drei Jahren noch mit Teddybären an den Bahnhöfen begrüsst. Die zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal angeblicher und wirklicher Flüchtlinge ist eines der Ergebnisse einer Politik, die sich ebenso desinteressiert am Schicksal der eigenen Bürger gezeigt hat, die Geld für die Integration von Asylbewerbern ausgibt, das zuvor für Bildung und Infrastruktur nicht da war. Die sich um die Sicherheit von Menschen aus Syrien und anderen Ländern mehr zu sorgen scheint als um die Sicherheit in Deutschland. Und die kulturelle Identität nur so lange zelebriert, wie es nicht die eigene ist.

Die so entstandene Gleichgültigkeit der Bürger ist nicht ungefährlich. Kosteten Aussetzer von Höcke und Gauland die AfD in der Vergangenheit noch ein bis zwei Prozentpunkte, kann der Partei heute selbst Gaulands «Vogelschiss» nichts mehr anhaben. Für viele Leute ist die AfD das einzige Instrument, um sich gegen die ungewollte Politik der offenen Grenzen zur Wehr zu setzen. Es ist jene Alternativlosigkeit, die dafür sorgt, dass die AfD mittlerweile fast so etwas wie Narrenfreiheit in Bezug auf etwaige Geschmacklosigkeiten besitzt.

Es liegt in Horst Seehofers Hand, dieser Narrenfreiheit zumindest ein Stück weit Einhalt zu gebieten. Kneift er auch jetzt, wird die AfD nicht nur in Bayern ordentlich zulegen, sondern auch bald auf Bundesebene bei 20 Prozent stehen. Eine gesamteuropäische Lösung wird es nach wie vor nicht geben. Nicht mit den Osteuropäern, die sich von Anfang an querstellten, und nicht mit den neugewählten Regierungen in Österreich und Italien.

Geplante Änderungen der Dublin-Verordnung würden Länder wie Deutschland nicht entlasten, sondern noch stärker belasten. Danach soll nicht mehr automatisch das Land, in dem ein Flüchtling die EU erreicht, für dessen Asylverfahren zuständig sein, sondern unter Umständen das Land, in dem bereits Angehörige des Bewerbers leben. Dadurch müsste Deutschland erheblich mehr Asylbewerber aufnehmen. Auch eine Regelung, jene abzuweisen, die bereits in einem Land registriert worden sind, würde damit ins Leere laufen.

### 250 000 Asylklagen

Dabei hat Horst Seehofer begriffen, was Angela Merkel und ihre Unterstützer bei den Grünen und der Linkspartei immer noch nicht begreifen wollen: dass all das einem wachsenden Teil der Bevölkerung nicht mehr zu verkaufen ist. Darüber hinaus kommt die Bundesrepublik schlicht und ergreifend an ihre natürlichen Grenzen, die sich nun einmal nicht nach Ideologie und Wunschenken bemessen, sondern schlicht nach Kapazitäten. Nichts hat das mehr veranschaulicht als der Bamf-Skandal oder Fälle wie der von Ali Bashar.

Eineinhalb Jahre lag die Asylklage des Mörders von Susanna unbearbeitet auf einem Behörden-Schreibtisch. Eine von mehr als 250 000 Asylklagen, die den Justizapparat lähmen und dafür sorgen, dass Fälle verschleppt und sogenannte Bagatelldelikte nicht mehr verfolgt werden. Der Rechtsbruch an den Grenzen hat eben auch Konsequenzen für den Rechtsstaat im Inneren.

Umso dringender erscheint es da, dass jemand kommt und diesen Kontrollverlust beendet. Angela Merkels Flüchtlingspolitik, die zu jedem Zeitpunkt kopflos war, ist gescheitert. Was es braucht, sind keine Kompromisse, sondern eine grundsätzliche Kursänderung. Gerade weil es langfristig nicht nur um die Abweisung an der Grenze gehen wird, sondern auch um den künftigen Umgang mit all jenen, die bereits hier im Land sind. Es liegt in Horst Seehofers Macht, ob er mit der Kanzlerin und der Union untergeht oder sich und seine CSU rettet. Ob er sie selbst ins Gleisbett stösst oder ob es die deutsche Bevölkerung tut.

Anabel Schunke ist freie Journalistin. Sie hat Politikwissenschaft und Geschichte studiert und schreibt u. a. für die *Achse des Guten* und *Tichys Einblick*.

Mehr zum Thema: Seite 25 und 44

Geduld verliert. Gerade bei Letzterem zeigte Seehofer im Gegensatz zur Kanzlerin klare Kante und entliess letzte Woche Jutta Cordt, die Chefin des Bamf. Tausende Asylbescheide waren allein in Bremen in den letzten Jahren falsch ausgestellt worden. Ein interner Brandbrief des Personalrates legt den Verdacht nahe, dass auch jetzt keine wirklichen Überprüfungen der Identität vieler Asylbewerber gewünscht sind.

Fast zwei Drittel der Deutschen lehnen laut einer aktuellen Umfrage Angela Merkels Flüchtlingspolitik ab. Es ist vor allem dieser Umstand, der Seehofer angesichts kommender Landtagswahlen in Bayern antreibt. Setzt er seinen «Masterplan», dessen genauer Inhalt bis heute nicht in Gänze bekannt ist, jetzt nicht durch, droht der CSU im Freistaat eine historische Niederlage und ein weiterer Erfolg für die AfD. Das lässt auch den Bundesinnenminister, der sich erst im vergangenen Jahr von der Landespolitik verabschiedete, nicht kalt.

Sollte ihm je danach gewesen sein, Angela Merkel nicht auf der Fensterbank, sondern auf den Gleisen zu platzieren, wäre jetzt die Gelegenheit dazu. Aber Seehofer ist mittlerweile bekannt dafür, eher ein Mann der grossen Worte als der grossen Taten zu sein. Dass Merkel das ähnlich zu sehen scheint, verrät allein die Tatsache, dass sie ihn zum Innenminister in

## Personenkontrolle

**Gmür-Schönenberger,  
Berset, Blatter, Mutko, Putin,  
Schwaller, Roth,  
Widmer-Schlumpf,  
Funicello, Sommaruga,  
Graber, Bismarck**

Andrea Gmür-Schönenberger, Dichterin, sei die heimliche Urheberin der nationalrätlichen Zustimmung zur Frauenquote in grossen börsenkotierten Unternehmen. So bejubelten gewisse Kommentatoren die in Versform vorgetragene Schnitzelbank aus der CVP-Hinterbank. Der Paarreim habe die Volksvertreter so mitgerissen, dass sie fast nicht mehr anders konnten, als auf den grünen Knopf zu drücken. Speziell eindringlich wandte sich die Luzernerin mit folgendem genialen Vierzeiler an ihre männlichen Kollegen: «Ich erlaub' mir einen Tipp: / Dagegen sein nur aus Prinzip, / das wär ein Zeichen leichter Blösse, / ich hoffe gern auf Ihre Grösse.» Andrea Gmür-Schönenberger kann froh sein, dass dieser Hoffnung nicht umgehend ein maskulines #MeToo-Geschrei entgegenschallte. Denn wer lässt sich als Mann schon gerne auf Blösse und Grösse reduzieren? (mö)

Alain Berset, Fussballfan, hat sich beim ersten Spiel der Schweizer an der WM in Russland nicht nur unter die hartgesottenen Anhänger gemischt, wo er bereitwillig Selfies mit sich machen liess; er hat auch ein politisches und kulturelles Programm absolviert. Der Bundespräsident wurde vom Gouverneur der Region Rostow empfangen. Höhepunkt des Treffens war die Präsentation von bunten Gemälden der Schweizer Nati-Spieler, gemalt von einer Schulklasse aus Rostow am Don. Im Unterricht hatten die Schüler einiges über die Schweiz gelernt. Sie kennen jetzt sogar den ehemaligen Präsidenten der Fifa: **Sepp Blatter** schickte ihnen eine Videobotschaft. Blatter wird sich aber auch persönlich in Russland zeigen und soll dort seine Freunde **Witali Mutko**, Vize-Ministerpräsident, und **Wladimir Putin**, Präsident der Russischen Föderation, treffen. (gut)

Urs Schwaller, oberster helvetischer Pöstler, sprach Klartext zum Skandal: «Das Parlament muss die Sache in irgendeiner Form behandeln.» Damals war der CVP-Mann allerdings noch Parlamentarier und meinte auch keineswegs den Postauto-Subventionsbetrug, dem er heute als Post-Präsident vorsitzt. Vielmehr ging es 2013 um eine Libor-Geschichte der UBS. Recht hat Schwaller aber insofern, als das



*Bunte Gemälde:* Bundespräsident Berset.



*Grösserer Kuchen:* CVP-Ständerat Graber.



*Dokumenten-Triage:* Post-Präsident Schwaller.



*Paarreim:* CVP-Politikerin Gmür-Schönenberger.



*Hammerschläge:* Juso-Chefin Funicello.

Parlament tatsächlich längstens hätte einschreiten müssen, statt ihm als Mitverantwortlichem des Schlamassels die Dokumenten-Triage zu überlassen. Immerhin wollen sich die zuständigen Subkommissionen der Geschäftsprüfungskommissionen (GPK) beider Räte an ihrer nächsten Sitzung informieren lassen. Die Federführung für den Postauto-Betrug liegt allerdings bei der GPK des Ständerates. Wetten, dass diese ihren Ex-Kollegen Schwaller so pfleglich wie möglich behandelt? (mö)

Daniel Roth, Justizakrobat, hat seine 1,8-Millionen-Klage gegen den Bund bereits im letzten November zurückgezogen, wie letzte Woche bekannt wurde. Grund der Forderung des heutigen Stadtschreibers von Aarau: Der damalige Chefjurist von Bundesrätin **Eveline Widmer-Schlumpf** wurde 2015 vom Bundesstrafgericht wegen Veruntreuung zu einer bedingten Geldstrafe verurteilt. Das Bundesgericht attestierte Roth eineinhalb Jahre später einen Rechtsirrtum und hob den Schuldspruch auf. Gemäss eigenen Angaben

verpasste Roth in diesem Zeitraum die Wahl zum Oberzolldirektor, der ihm einen Jahreslohn von 325 618 Franken eingebracht hätte statt der läppischen 189 900 Franken, mit denen er als Stadtschreiber nun Vorlieb nehmen musste. Über die Jahre läppere sich da ein Lohnverlust von 1,8 Millionen zusammen. Als das Gericht die Befragung von Widmer-Schlumpf und anderen Zeugen anordnete, zog Roth seine Klage zurück. Er hielt jedoch an den 30 000 Franken fest, die ihm damals durch die Nichtwahl in den Vorstand des Vereins Esisuisse entgangen seien. Wie aus dem nun vorliegenden Urteil hervorgeht, wurde Daniel Roths Wahl jedoch nicht etwa durch das Strafverfahren an sich vereitelt, sondern durch die Tatsache, dass er dieses verheimlicht hatte. (axb)

**Tamara Funicello**, handwerklich begabtes Polittalent, weiss auf ihre Anliegen aufmerksam zu machen. Sekundiert von mehreren SP-Frauen hat die Juso-Präsidentin vor wenigen Tagen den Hammer geschwungen und ein Frauenmanifest mit drei Forderungen ans

Bundeshaus genagelt: Lohngleichheit, Anerkennung von unbezahlter Arbeit und ein Ende der Gewalt gegen Frauen. Seien diese Punkte nicht innerhalb eines Jahres umgesetzt, werde man wieder aufmarschieren, so Funicello; die Frauen hätten bereits einmal gestreikt und könnten dies wieder tun. Im Parlament blieben die Hammerschläge nicht ohne Wirkung, beschloss der Nationalrat doch noch am gleichen Tag eine Frauenquote für die Chefetagen privater Unternehmen. Nebenbei: Von einer Gleichstellung der Geschlechter bei der Dienstpflicht, bei der Witwenrente oder beim AHV-Alter steht im Frauenmanifest nichts. (fon)

**Simonetta Sommaruga**, Hüterin der Menschenrechte, hat im Mai 2018 einen Bundesratsentscheid erwirkt, wonach der Republik Usbekistan mehr als 600 Millionen Dollar überwiesen werden. Es geht um Bestechungsgelder zuhanden der Tochter des ehemaligen usbekischen Präsidenten für die Vergabe von

### Gut möglich, dass uns bald nicht nur etwas Berliner Luft, sondern ein Berliner Sturm erreicht.

Mobilfunklizenzen. Usbekistan nimmt im globalen Ranking der Unrechtsstaaten auch 2017 eine führende Stellung ein: Folter, Vergewaltigungen und Kinder- sowie Zwangsarbeit sind laut Amnesty International an der Tagesordnung. Die Bundesrätin nimmt damit auch in Kauf, dass neben schweizerischen auch deutsche Unternehmen und KMU in Höhe von bis zu 200 Millionen Euro unbezahlt bleiben. Deren schweizerische Konkursverwaltung hatte sich seit 2014 um einen Teil der beschlagnahmten Gelder bemüht. Gut möglich, dass uns demnächst nicht nur etwas Berliner Luft, sondern ein Berliner Sturm erreicht. (mö)

**Konrad Graber**, Grossverdiener und Multi-Verwaltungsrat, wird als Bundesratsanwärter gehandelt. Der CVP-Ständerat gilt als einer der wichtigsten Verantwortlichen bei der demokratisch heiklen Vermischung der neuen Unternehmenssteuerreform mit der Vorlage zur Altersvorsorge. Sein politisches Credo fasste Graber jetzt gegenüber der Inner-schweizer Nachrichtenseite *Zentralplus* zusammen: «Wenn man sich über die Verteilung des Kuchens nicht einig ist, dann muss man den Kuchen grösser machen.» Dabei verschwieg Konditormeister Graber, dass er die Zutaten für sein Gebäck natürlich zuerst dem Steuerzahler wegnehmen muss. Ohne jeglichen rhetorischen Zuckerguss gab der alte Reichskanzler **Otto Bismarck** noch ganz unumwunden zu: «Gesetze sind wie Würste, man sollte besser nicht dabei sein, wenn sie gemacht werden.» (fsc)

## Nachruf



*Ohne Handbremse:* Rapper XXXTentacion.

**Jahseh Dwayne Onfroy (1998–2018)** — Schon wieder wurde eine Schiesserei angezeigt, diesmal auf der Höhe 3671 North Dixie Highway, wie das Büro des Broward County Sheriff in Miami teilnahmslos meldete. Es war Montag, der 18. Juni, 15:57 Uhr Ortszeit, als ein junger Mann in seinem Auto durch einen Pistolenschuss niedergestreckt wurde. Das angeschossene Opfer war zwanzig Jahre jung und unter dem Namen XXXTentacion bekannt. Beruf: Rapper, Songwriter, Musikproduzent. Mehrfach vorbestraft. Ein Leben ohne Handbremse.

Liest man die Details seiner Biografie, bleiben zwanzig Jahre Raserei: Im Alter von sechs Jahren stürzte er sich mit einem Messer auf einen Mann, der seiner Mutter zu nahe kam, später wurde er wegen allerlei Ausbrüchen, unerlaubtem Waffenbesitz und häuslicher Gewalt festgesetzt. Und immer wieder

die Musik. Seine Songs entwickelten eine individuelle Dringlichkeit, eine Eigenart, wie sie in dieser durchkommerzialisierten Branche nur sehr selten zu hören ist. Im Alter von sechzehn Jahren veröffentlichte er auf Spotify den ersten Track, «Look at Me» – das genialisch hingefetzte Kassiber eines musikalischen Wutausbruchs, roh, ordinär und suggestiv durch eine albtraumhaft klaustrophobisch ausgetüftelte Klangkulisse. Natürlich war er auch Rapper, soundtechnisch gesehen arbeitete er jedoch wie ein Cineast: Die Szenerien, mit denen er seine Songs ausstattete, formte er zu akustischen Drehorten. XXXTentacion hatte die üblichen Eingrenzungen eines Songs längst hinter sich gelassen – er kreierte vielmehr hochdramatische Szenerien, atemberaubende Hörfilme von höchster poetisch-musikalischer Verdichtung. Nicht von ungefähr lag ihm die Speerspitze des Hip-Hop zu Füssen: Kanye West, J. Cole, Kendrick Lamar, aber auch Miley Cyrus bekundeten ihr Entsetzen über den frühen Tod ihres Kollegen.

Er selbst war sich seines schnellen Endes offensichtlich früh sehr sicher. Vor wenigen Monaten postete er ein Handyvideo, und in einer Mischung aus Kindlichkeit und Größenwahn brach es aus im heraus: «Wenn ich auf tragische Weise sterbe oder Opfer von irgendetwas werde, möchte ich sicher sein, dass mindestens fünf Millionen Kids meine Botschaft mitbekommen haben, etwas aus ihrem Leben machen und glücklich werden.» XXXTentacion wurde am vergangenen Montag, den 18. Juni, um 16.51 Uhr Ortszeit für tot erklärt. *Thomas Würdehoff*

«Heute dauert die Zukunft länger.»

Rolf Dörig  
Verwaltungsratspräsident  
zum längeren,  
selbstbestimmten  
Leben

# Zur Lage der Weltmeere

Die Berichte über die Bedrohung der Ozeane nehmen rasant zu. Wie ernst ist es wirklich? *James Hamilton-Paterson* ergründet die Gefahren und Hoffnungen in einer sechsteiligen Artikelreihe.

Im Jahr 2014 gab der World Wide Fund for Nature bekannt, seit 1970 seien 52 Prozent aller Tierpopulationen verschwunden. Mit anderen Worten: Wer vor diesem Jahr geboren wurde, wuchs auf einem anderen Planeten auf, einem mit doppelt so vielen Säugetieren, Vögeln, Reptilien, Fischen und Insekten, wie es heute gibt. An der Konferenz «Biological Extinction», die im Februar 2017 im Vatikan stattfand, wurde festgehalten, dass 20 Prozent aller Tier- und Pflanzenarten wegen menschlicher Tätigkeiten vom Aussterben bedroht sind und dass, wenn sich nichts ändert, diese Zahl Ende des Jahrhunderts auf 50 Prozent steigen wird. Wie einer der Organisatoren der Konferenz sagte: «Das lebende Material der Welt zerrinnt uns zwischen den Fingern, ohne dass uns das gross zu kümmern scheint.»

## Spezies tauchen auf und verschwinden

Es hat keinen Sinn, immer weiter so zu tun, als könnte der Planet «gerettet» werden. Zumal die Verwendung des Wortes «gerettet» in diesem Zusammenhang meist befrachtet ist, im Sinne von «gerettet für die Benutzung durch den Menschen» im Gegensatz zu «gerettet um seiner selbst willen». Letzteres ist ohnehin sinnlos, denn der Planet, den wir Erde nennen, wird trotz allem, was seine menschliche Bevölkerung ihm antun kann, überleben. Sogar der schlimmstmögliche nukleare Winter, der dem Homo sapiens den Garaus machen würde, hätte nur das Aussterben zahlreicher Spezies zur Folge, wie es sich im Lauf der letzten 450 Millionen Jahre mindestens fünf-, vielleicht aber auch zwanzigmal ereignet hat. Spezies tauchen auf und verschwinden, so ist es immer schon gewesen. Der Vorgang ist für uns Menschen kaum sichtbar: Zu gigantisch sind die entsprechenden Zeiträume, und die Biomasse der Erde besteht zum grössten Teil aus Pflanzen sowie Pilzen, Bakterien und Viren.

Den wahren Umfang und die Funktionsweise dieser gewaltigen lebenden Vielfalt hat die Wissenschaft bisher noch kaum erfasst. Und viele, wenn nicht gar die meisten im Meer existierenden Lebensformen sind bisher noch gar nicht entdeckt oder erkannt worden. Auf das Meer möchte ich mich mit der hiermit beginnenden Reihe von Artikeln konzentrieren. Unser Umgang mit dem Meer macht besonders deutlich, wie wenig ernst wir es mit dem



Hamilton-Paterson.

Schutz unserer Umwelt meinen. Die meisten Hausbesitzer achten auf den Zustand ihres Heims, da sie wissen, wie ein leckes Dach oder ein Absacken des Bodens sich auf den Wert ihres Investitionsobjekts auswirken kann, wenn man nichts dagegen unternimmt. Bewohner von gemieteten Häusern oder Wohnungen hingegen werden sich des Zustands des Gebäudes erst dann bewusst, wenn dieser so schlecht wird, dass er sich auf ihren Komfort und ihren Lebensstil auswirkt. Ganz ähnlich ist die Einstellung der meisten Leute gegenüber dem von ihnen bewohnten Planeten: Wir sind Mieter, nicht Besitzer und haben das Gefühl, jemand anders müsse sich allfälliger Schäden annehmen, bevor diese allzu schlimm werden.

Dies ist ein gutes Beispiel dafür, was ein britischer Ökonom im 19. Jahrhundert als die «Tragödie der Allmende» beschrieb. Gemeint war Weideland, das einer Gemeinde gehörte und von allen genutzt werden konnte. Doch eben deshalb liess man zu viel Vieh darauf grasen, wodurch diese Einrichtung zerstört wurde. Gehört also eine gute Sache allen, wird nichts geregelt und ist niemand dafür verantwortlich, so wird sie unaufhaltsam zugrunde gerichtet.

Das kann vielleicht zur Erklärung dafür beitragen, warum der grossen Mehrheit der Weltbevölkerung das Meer völlig egal ist. Die Ozeane der Welt sind schlicht und einfach viel zu gross, als dass die meisten Leute sie als persönliches Anliegen empfinden könnten: Schliesslich bedecken sie um

die 70 Prozent der Erdoberfläche. Kommt hinzu, dass rund 60 Prozent der Weltbevölkerung mehr als hundert Kilometer vom Meer entfernt leben, welches deshalb nicht zu ihrem Alltag gehört. Es wird bestenfalls mit Ferien assoziiert: als etwas, wo man sich entspannen, Wassersport treiben und seine erotischen Gelüste ausleben kann und was sich sonst noch alles an Vergnügungen in zwei Wochen hineinquetschen lässt. So wird das Meer zu einem glitzernden Spielplatz degradiert, wo manche der Einschränkungen, die den normalen gesellschaftlichen Umgang gewährleisten, zeitweilig gelockert oder aufgelöst werden.

In jüngster Zeit aber hat die Häufigkeit alarmierender Berichte über die Bedrohung der Ozeane rasant zugenommen, wobei es insbesondere um die Verschmutzung durch Plas-



Mehr Plastik als Fische?



tikrückstände geht. Nicht nur bewirken diese, dass allerlei Tiere, von Walen bis zu Seevögeln, jämmerlich verhungern; sondern mittlerweile werden Mikroplastikteilchen, die oft so winzig sind, dass sie sich von blossen Auge nicht erkennen lassen, offenbar überall gefunden: in Süswasserseen wie dem Zürichsee ebenso wie in den tiefsten Meeresgräben.

Das Gleiche gilt für andere chemische Rückstände. Letztes Jahr untersuchte ein Team der britischen Universität Newcastle kleine Flohkrebse auf dem Meeresgrund des Marianen- und des Kermadec-Grabens. Diese sind zwei der tiefsten Punkte der Erde, mehr als zehn Kilometer tief, und liegen um die siebentausend Kilometer voneinander entfernt. In den dort lebenden Flohkrebsen entdeckten die Wissenschaftler höhere Konzentrationen giftiger Chemikalien als in manchen von Chinas am schlimmsten von der Industrie verschmutzten Flüssen. Dazu gehörten PCB (polychlorierte Biphenyle), die seit den siebziger

---

### Jetzt stellt sich die 1902 von Lenin gestellte Frage «Was tun?» erneut.

---

Jahren als gefährliche Krebserreger verboten sind. Sie stammten von Walen und anderen Räubern hoch oben in der Nahrungskette, die verendet und deren Kadaver auf den Meeresgrund gesunken waren, wo ihre Überreste dann von Flohkrebsen verzehrt wurden.

### Folgen der Fischzucht

Als 2016 am World Economic Forum vorausgesagt wurde, im Jahr 2050 werde es im Meer mehr Plastik als Fische geben, war das ein Schock, der in die Knochen fuhr; dann aber verkam die beängstigende Voraussage zu einer der vielen in Sachen Umwelt, von denen man einfach hofft, sie werden sich nie bewahrheiten. Denn schliesslich haben sich andere unheilverkündende Prophezeiungen bisher auch nicht erfüllt.

Vor 42 Jahren wurden Forschungsergebnisse veröffentlicht, die zeigten, dass die schützende Ozonschicht der Stratosphäre verschwunden oder bedrohlich angegriffen war durch industrielle Chemikalien, besonders durch sogenannte FCKW, Fluorchlorkohlenwasserstoffe, die vor allem für Kühlschränke und Spraydosen verwendet wurden. Pflanzen, Tiere und Menschen seien durch die gefährliche Ultraviolettstrahlung des Sonnenlichts bedroht, hiess es, und Angst vor Hautkrebs breitete sich aus. 1987 wurden FCKW dank dem bahnbrechenden Montreal-Protokoll verboten, und seither hat sich der Abbau der Ozonschicht verlangsamt oder ist überhaupt zum Stillstand gekommen.

Könnten technische Lösungen und nationenübergreifendes Handeln nicht auch ver-



*Anerkannte Massnahmen haben wenig gebracht: Strand bei Colón, Panama.*



*Verschiedene Prioritäten: Tunfisch-Handel in Tokio.*



*Kann der Planet gerettet werden? Säuberung eines Korallenriffs in Malaysia.*



*Düngemittel, Abwässer: marokkanische Atlantikküste.*

hindern, dass einige der furchterregendsten Geschichten in Sachen Zustand der Meere wahr werden?

Manchen Missbräuchen wie zum Beispiel der Überfischung könnte durch eine gemeinsame Anstrengung ein Ende gesetzt werden. Pessimistisch stimmt einen aber die historische Erfahrung, dass Nationen, die sehr unterschiedlich reich sind, sich kaum auf ein gemeinsames Ziel einigen können, da ihre Prioritäten nun mal zu verschieden sind. Die Fischzucht in Netzgehegen im Meer, die man einst für ein einfaches Gegenmittel gegen die Erschöpfung der Wildfischbestände gehalten hatte, hat ihrerseits kostspielige und komplexe Folgen, wie sich gezeigt hat.

### Auf in den Norden

Düngemittel, Abwässer und Schlick, die sich vom Land ins Meer ergießen und dort tote Zonen verursachen, wo es keinen Sauerstoff und kein Leben mehr im Wasser gibt – auch das ist etwas, das sich theoretisch bekämpfen liesse, wäre der politische Wille dazu vorhanden. Solche Ausflüsse können auch Riffe vergiften, die ohnehin der steigenden Meerestemperaturen und der Seesternplagen wegen zu verblassen oder gar zu sterben drohen wie das Great Barrier Reef. Seit Jahrzehnten steht die Erwärmung der Erdatmosphäre hoch oben auf

der Panik-Agenda der Menschheit. Mühsam errungene international anerkannte Massnahmen haben wenig gebracht – schon gar keine Umkehrung der Entwicklung. Unheilverkündend sind die Spekulationen darüber, wie die Erwärmung der Erdatmosphäre sich auf die im Meer lebenden Arten und auf Meeresströme wie den Golfstrom auswirken wird. Sollte Letzterer, wie manche voraussagen, seine Richtung ändern, würde dies das Wetter in Europa und dessen Fischerei radikal verändern. Tatsächlich bewegen sich jetzt schon viele mediterrane Arten von Fischen und Meerestieren unaufhaltsam nordwärts in Gebiete wie die Nordsee. Und dann sind da noch die schmelzenden Eisschilde an den Polen und das Ansteigen des Meeresspiegels, welches weltweit Küstenbewohner bedroht. Das Schicksal von Donald Trumps in Florida gelegenen Anwesen «Mar-a-Lago» mag Schweizern und Europäern ja egal sein, aber bestimmt haben sie nicht das geringste Bedürfnis danach, dass die Zahl der Einwanderungswilligen durch Menschen, die vor Umweltkatastrophen flüchten, noch vergrößert wird.

Damit stellt sich die 1902 von Lenin gestellte Frage «Was tun?» erneut. Ich will versuchen, in dieser Artikelreihe die Gebiete aufzuzeigen, in denen Hoffnung besteht, die Schäden einzudämmen, die wir zurzeit unseren Meeren

zufügen. Fairerweise muss ich aber jetzt schon sagen, dass mein Optimismus äusserst eingeschränkt ist. Eine Million Jahre als Jäger und Sammler und ein paar tausend Jahre als Ackerbauer – in ihrem Verlauf hat der Homo sapiens genetisch nur eine schwache Fähigkeit entwickelt, weiter als ein, zwei Jahre vorzudenken, und noch schwächer ist seine Fähigkeit, vorbeugend zu handeln. So funktionsgestört sind wir, dass wir für die Suche nach ausserirdischem Leben fröhlich Unsummen ausgeben und gleichzeitig auf unserem Heimatplaneten Spezies um Spezies aussterben lassen. Zwar kommt es vor, dass einzelne Nationen neue Territorialgewässer beanspruchen, wie es gerade im Südchinesischen Meer geschieht; aber das Prinzip der «Tragödie der Allmende» gilt nach wie vor: Der grosse Ozean gehört allen und damit niemandem. Und wenn es ums Meer geht, gilt für die meisten Festlandbewohner: «Aus den Augen, aus dem Sinn.» Das Meer wird in der einen oder anderen Form überleben, auch wenn der auf diesem Planeten vorherrschenden Spezies die geistige Ausstattung fehlt, um sich selbst zu retten.

James Hamilton-Paterson, britischer Journalist und Schriftsteller, befasst sich exklusiv für die *Weltwoche* in einer sechsteiligen Serie mit dem Zustand der Meere.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Jetzt herunterladen!

# Die neue Weltwoche-App

Schnellerer Download, bessere Grafik, mehr Bilder.

Die andere Sicht, ab sofort noch mobiler und überall verfügbar.



Holen Sie sich hier die neue App:





Das Schöne am Fussball: Offensivkraft Zuber nach dem 1:1 gegen Brasilien.

## Essay der Woche

# Nati und Nationalstolz

**Von Rico Bandle** — Darf man Männern mit einem Schweizerkreuz auf der Brust zujubeln? Auch dann, wenn es sich hauptsächlich um Secondos handelt? Oder nur dann? Der verklemmte Umgang mit unserer Nationalmannschaft spiegelt den verklemmten Umgang mit der Schweiz.

«[...] das war das Spiel des Jahrhunderts, das war jetzt zum Kampf geworden, zum Kampf um die Freiheit, zum Kampf gegen Hitler, und sogar Sepp stimmte ein, als die Tausende um ihn herum immer lauter «Hopp Schwüiz!» schrien, so dass man kaum mehr die Stimme aus dem Lautsprecher hörte.»

Aus Otto F. Walters Roman «Zeit des Fasans» über den Sieg der Schweiz gegen Grossdeutschland im WM-Achtelfinal am 9. Juni 1938 in Paris.

Ob Pedro Lenz am Sonntag beim wuchtigen Kopfballtor von Steven Zuber gegen Brasilien gejubelt hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich schon. Obschon er findet, die Schweizer Nationalmannschaft hätte der Weltmeisterschaft freiwillig fernbleiben sollen. Ein Boykott wäre für ihn angebracht gewesen. Natürlich, weil Russland unter Präsident Putin böse ist. Aber nicht nur deswegen. «Die Schweizer mögen ihre Nationalmannschaft nicht mehr.

Sie pfeifen einzelne Spieler nach einer erfolgreichen Qualifikation aus», meinte er in der Schweiz am Wochenende. Zudem glaubt der Chef-Fussballer unter den Schweizer Autoren («Der Goalie bin ig») ohnehin nicht an unsere Mannschaft: «Das Team von Trainer Petkovic dürfte in einer Gruppe mit Brasilien, Serbien und Costa Rica nahezu chancenlos sein, die Gruppenphase zu überstehen. Viele Leistungsträger der Nati sind in Unterform.» Deshalb wäre der Zeitpunkt für einen Boykott aus seiner Sicht «nahezu ideal» gewesen.

Das Nationalteam soll die WM boykottieren, weil es bei der Bevölkerung nicht übermässig beliebt ist? Und weil einzelne Spieler nicht in Top-Form sind? Was, wenn es anders wäre? Dürfte man dann die – durchaus berechtigten – Vorbehalte gegen das russische Regime ignorieren? Es ist eine seltsame Argumentation des Schriftstellers. Aber keine, die überrascht. Sie

widerspiegelt das verklemmte Verhältnis der linken Intelligenzija zur Nationalmannschaft, zum Nationalstaat, zur Schweiz.

### «Veraltetes Konzept»

Beim Fussball geht es um Kampf, Leidenschaft, Zusammengehörigkeit. Bloss: Diese drei Begriffe im Zusammenhang mit dem Nationalstaat sind für viele Intellektuelle toxisch verseucht – sofern sie der Idee des Nationalstaats überhaupt noch etwas abgewinnen können. Schriftsteller Lukas Bärfuss meint zum Beispiel: «Die Bestimmung des Menschen ist es, eines Tages den Nationalstaat zu überwinden.» Die Nation ist für ihn, wie für viele seiner Kollegen auch, ein «veraltetes Konzept».

Eine WM ist eine schmerzhaft Grätsche in das Weltbild von Leuten, die den Nationalstaat «eigentlich am Ende» sehen: Hier spielen die

Teams von Nationalstaaten gegeneinander, die Menschen jubeln ihren Sportlern begeistert zu, schwingen die Nationalflaggen, tragen Trikots in den Nationalfarben. Es ist ein Fest, das es eigentlich nicht mehr geben dürfte.

Bloss, und hier liegt das Dilemma: Sich dem Sog des Fussballs und dieses fröhlichen Party-Patriotismus zu entziehen, ist gar nicht so einfach. Selbst wenn man ihn eigentlich ablehnt.

Bei jeder WM gibt früher oder später ein Autor sein Befremden über sich selbst zum Ausdruck: weil er gejubelt hat, obschon er dies eigentlich nicht wollte. Jean-Martin Büttner vom *Tages-Anzeiger* zum Beispiel haderte 2014 mit seinen Glückstränen nach dem Sieg der Schweiz über Ecuador: «Dabei hielt man sich für immun dagegen. Gegen diese Haltung, die man bei der SVP und Putin und den Amerikanern verurteilt.»

Man fiebert mit den Landsleuten mit, schämt sich aber dafür.

### Siege für die Freiheit

In schweren Zeiten ist das Zusammengehörigkeitsgefühl, das der Fussball auslösen kann, ein ganz anderes. Am 9. Juni 1938, also vor genau achtzig Jahren, gewann die Schweiz gegen Grossdeutschland im WM-Achtelfinal in Paris 4:2, nachdem sie 0:2 in Rückstand gelegen hatte. In Otto F. Walters Familiensaga «Zeit des Fasans» wird dieser historische Sieg als Grossereignis für das Land beschrieben: In den Bäumen seien Lautsprecher befestigt worden, so dass man in der Öffentlichkeit die Radioübertragung hören konnte – *public listening* als Vorgänger des Public Viewing.

Die ganze Schweiz habe gebannt gelauscht. «Zehn entfesselte Rotjacken rannten gegen die grossdeutsche Festung an, dann servierte Amado eine Flanke, und Bickel schmettete das runde Leder über die grossdeutsche Verteidigung weg punktgenau ins Lattenkreuz. [...] Das war ein Delirium», so die Schilderung. Für die Menschen handelte es sich nicht nur um ein Fussballspiel zwischen zwei ungleichen Nachbarländern, nein, es ging um viel mehr: um den Kampf der Freiheit gegen die Diktatur.

Der Sieg der Schweiz sei europaweit bejubelt worden. «Der alte Rütli-Schwur, der alte Rütli-Geist war auferstanden. In jedem Dorf, in jeder Stadt, im hintersten Bergtal wurde getanzt, gesungen. Paris und London, Stockholm, sogar in Rom: der Jubel war ohne Grenzen.» Im Roman wird selbst der Knecht Sepp, eigentlich den Deutschen zugewandt, von den Emotionen gepackt. «[...] alle standen jetzt da, sangen mit, das war noch die alte, die richtige Hymne: «Heil dir, Helvetia.» Und also jetzt, wo es dann hiess: «–stehn wir den Felsen gleich, nie vor Gefahren bleich», da summte zugeben sogar er, Sepp, mit.»

Knapp drei Jahre später sorgte ein weiterer Sieg der Nati gegen die Nazis für einen Freuden-

taumel: Am 20. April 1941 gewann die Schweiz 2:1 – ausgerechnet am Geburtstag des Führers. «Joseph Goebbels war ausser sich», schreibt Christian Koller in seinem Buch «Sternstunden des Schweizer Fussballs». Das Freundschaftsspiel im Berner Wankdorfstadion sei mit «fiebriger Erregung» erwartet worden. General Guisan, ein grosser Fussballfan, habe vor dem Spiel in der Garderobe die Mannschaft noch eingeschworen.

Obschon der Fussball als Teil der geistigen Landesverteidigung gesehen wurde, forderte die Pressezensur die Medien zu einer zurückhaltenden Berichterstattung auf. Man wollte die Deutschen nicht unnötig provozieren, die nazifeindliche Stimmung im Land nicht weiter befördern. Die Zeitschrift *Le Sport Suisse* kostete den Sieg dennoch genüsslich aus. Das Spiel sei eine «Demonstration der Unabhängigkeit» gewesen: «Die Ärzte sollten zur nationalen Hygiene jeden Monat ein solches Schauspiel verschreiben.» Die Ausgabe wurde beschlagnahmt, als Strafmassnahme durfte die Zeitschrift einen Monat lang nicht erscheinen.

Eine noch grössere Bedeutung hatte das Länderspiel vom 22. November 1950 – allerdings für die Deutschen. Es war das erste Spiel der neuen Bundesrepublik und symbolisierte so etwas wie die Rückkehr des geächteten Landes in die Staatengemeinschaft. 96 400 Zuschauer drängten sich gemäss offiziellen Zahlen ins Stuttgarter Neckarstadion, tatsächlich waren es wohl einige tausend mehr. Deutschland gewann durch einen Handspenalty 1:0.

Der Fussball und die Nationalteams können eine positive Kraft entfalten, gerade in Krisen. In unserer Wohlstandsgesellschaft hingegen steht diese gemeinschaftsfördernde Wirkung in einem schlechten Ruf: Sie gehe von einem niederen Instinkt aus, dem ein kultivierter Mensch nicht unterliegen sollte. Wobei man patriotische Manifestationen nur bei Landsleuten verachtet. Bei anderen – vor allem bei Südländern – findet man sie schön.

Seine Abscheu gegen das Eigene brachte der Schweiz-Redaktor der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit*, Matthias Daum, kürzlich unverhohlen zum Ausdruck. «Jetzt mal ernsthaft: Wer kann hinter einer Mannschaft stehen, die von Fans in Kuhkostümen angefeuert wird?», fragte er in einem Artikel. Das «Hopp-Schwiiz-Hurra» sei für ihn «viel zu viel superpatriotisches Wir-Gefühl». Der einzige Grund, das Team cool zu finden, sei seine multikulturelle Zusammensetzung. Dies ist eine weitverbreitete Auffassung in urbanen

Kreisen. Und eine ungewollte Offenbarung: Wenn Leute rassistisch sind, die die Nati wegen der vielen Secondos nicht mögen, so sind es jene, die die Nati ausschliesslich deshalb gut finden, ebenso.

Der *Zeit*-Autor beschreibt sich selbst als Fussball-affin: «Ligaspiele, die sind mein Ding, mit Rauch und Pyro in den Fankurven.» Bekanntlich gibt es bei den Zürcher Klubs eine grosse Schnittmenge zwischen Pyros zündenden «Fans» und Krawallmachern an politischen Demonstrationen. Der Text sagt entsprechend wenig über die Nati aus, dafür umso mehr über das Milieu des Journalisten: Linksextremisten stehen ihm näher als normale Mittelstandsfamilien vom Land, die sich für ein Länderspiel ein Schweizerkreuz auf die Backe malen und eine Kuhglocke ins Stadion nehmen.

### Wer ist hier rassistisch?

Mit voraussehbarer Regelmässigkeit nutzen griesgrämige Kommentatoren die Multikulti-Zusammensetzung der Mannschaft, um den

Schweizer Fans Fremdenfeindlichkeit vorzuhalten. So zum Beispiel, nachdem Stürmer Haris Seferovic nach diversen verpatzten Torchancen von einigen Zuschauern im Stadion ausgepiffen worden war. Auch Pedro Lenz erwähnt in seinem Text diesen Vorfall. Für viele Schreiber war sofort klar: Die Pfiße hatten mit Seferovics Wurzeln zu tun. Bloss: Sosehr das Auspfeifen eigener Spieler eine Unsitte darstellt, mit der Herkunft des Spielers hat dies nichts zu tun: Vor Seferovic wurden schon Alex Frei und Marco Streller ausgepiffen. Beide haben Schweizer Wurzeln.

Auch sonst scheint die Abneigung der Schweizer gegen Spieler mit ausländisch klingenden Namen ein herbeigeschriebenes Phänomen zu sein, sieht man von den unappetitlichen Leserkommentaren in Online-Foren ab: Der mit Abstand beliebteste Spieler des Teams ist Breel Embolo, Geburtsort: Yaoundé, Kamerun. Anders Captain Stephan Lichtsteiner, Geburtsort: Adligenswil, Kanton Luzern. Mit seiner Reklamiererei steht er ziemlich weit hinten auf der Sympathie-Liste.

Das Schöne am Fussball: Gewinnt das eigene Team, schießen die Spieler genügend Tore, so spielen alle Vorbehalte plötzlich keine Rolle mehr: nicht die Herkunft der Spieler, nicht der Patriotismus, den man gemeinsam mit dem Nationalstaat am liebsten entsorgen möchte. Dann jubeln alle. Bis das Genörgle und Lamentieren wieder von vorne losgeht.



Schriftsteller Pedro Lenz.

Ein Boykott wäre für ihn angebracht gewesen. Natürlich, weil Russland unter Putin böse ist. Aber nicht nur.

# «Der Weg zur Hölle ist mit Diäten gepflastert»

Von Claudia Schumacher und Hervé Le Cunff (Bild) — Laut Bestsellerautorin Silvia Aeschbach sind Frauen so sehr auf ihr Aussehen fixiert, dass sie trotz Berufserfolg unglücklich bleiben, solange die Kollegin schlanker ist. In ihrem neuen Buch zeigt sie Auswege.

Oh, das ist jetzt aber ein bisschen mehr als erwartet!», sagt Silvia Aeschbach an einem sonnigen Nachmittag in Zürich, während sie vor ihrem Schälchen mit zwei grossen Kugeln Glace plus Schlagrahm sitzt. Das Gespräch findet in einem ihrer Lieblingscafés statt, der «Confiserie Honold» am Rennweg. Aeschbach hat soeben ihr viertes Buch veröffentlicht: «Bye-bye, Traumfigur: Willkommen im eigenen Körper!». Ein paar Tage zuvor fand die Buchtaufe in der Frauenbadi mit 200 Besuchern statt, am Abend muss sie wieder zu einer grösseren Lesung. Die Journalistin der *Sonntagszeitung* und *Coopzeitung*-Kolumnistin ist ein Publikumsliebbling.

Nach zwei Büchern übers Älterwerden – eines für Frauen, eines für Männer – und einem Buch über ihre Angststörungen («Leonardo DiCaprio trifft keine Schuld») dreht sich ihr neues Werk um Frauen und Schönheit. Das Buch richtet sich gegen den «Wahnsinn» der «unrealistischen Körperbilder, denen Frauen teils ein Leben lang hinterherjagen» – ein Weg, der ins «Unglück» führe, wie Aeschbach aus eigener Erfahrung weiss. Wenn jemand ihr Buch umreisse mit: «Frau Aeschbach hat jetzt ein paar Kilos mehr auf den Rippen, ist aber damit viel glücklicher», nerve sie das aber. «Es geht um viel mehr», sagt sie.

## Verletzte Selbstwahrnehmung

In Kapitel eins, «Mein Ideal bin ich», übt sie feministische Gesellschaftskritik: «Noch nie zuvor waren Frauen so unzufrieden mit ihrem Körper wie heute.» Sie zitiert eine Studie, nach der sich 80 Prozent der Frauen schlecht mit ihrem Körper fühlten, während es vor 30 Jahren «nur» 43 Prozent gewesen waren – eine stattliche Steigerung weiblicher Unzufriedenheit um 37 Prozentpunkte. Die Schuldigen seien vor allem: Instagram, Facebook – und natürlich der grosse Lügner unter den Bildbearbeitungsprogrammen: «Photoshop».

«Wenn es also um Selbstliebe oder Selbstakzeptanz geht, werden aus intelligenten und selbstbewussten Mädchen und Frauen Opfer», schreibt Aeschbach. Und sie fügt im Gespräch an: «Instagram mit seiner mehrfach gefilterten Selfie-Kultur fokussiert auf die Oberfläche und betont die Wichtigkeit des eigenen Aussehens.» Bedenke man, dass Instagram das soziale Netzwerk der Zukunft sei und «heute schon massiv von den Jungen genutzt» werde, «die doch noch so verletztlich sind in ihrer Selbstwahrnehmung», dann sei das besorgniserregend.

Aeschbach begrüsst Entwicklungen wie die «Body Positivity»-Bewegung, bei der Frauen etwa auf Instagram ungeschönte Bilder ihrer unperfekten Körper zeigen und zur Selbstliebe aufrufen. Auch Plus-Size-Models findet Aeschbach gut, allerdings kritisiert sie die Tatsache, dass diese immer noch ein Randphänomen seien und schubladiert würden. «Schönheit ist Schönheit», so die Autorin. «Was interessiert es mich da, wie alt die Frau ist oder welche Kleidergrösse sie trägt?» Aeschbach selbst wurde mit Mitte vierzig beim Glace-Essen in Zürich als Model entdeckt. In ihrer Agentur ist sie in guter Gesellschaft, Visage vertritt neben internationalen Topmodels auch solche im reiferen Alter. «Die Industrie ist im Wandel und hat die kaufkräftigen Frauen entdeckt, die sich nicht mehr eine Antifaltencreme von einer Zwanzigjährigen verkaufen lassen.»

Während wir uns über Körpertypen und Schönheitsbilder unterhalten und darüber, ob nun der Po in unserer Gesellschaft höher als der Busen gewertet werde oder ob lange Beine noch immer das Mass aller Dinge seien, beginnt Aeschbach plötzlich zu lachen: «Schau,

## «Schau, wie wir Frauen selber die Neigung haben, uns in Einzelteile zu zerlegen und zu bewerten!»

wie wir Frauen selber die Neigung haben, uns in Einzelteile zu zerlegen und zu bewerten! Wir seien uns selbst die ärgsten Kritikerinnen.

Im Buch erzählt Aeschbach ihre persönliche Geschichte. Es ist eine Art Autobiografie unter dem Beauty-Aspekt: In welchem Alter stand sie wie genau zu ihrem Körper? Ein Frauenleben als langer Kampf mit dem Körpergewicht: «Der Weg zur Hölle ist mit Diäten gepflastert», schreibt sie. Ihr Vater – den sie «sehr geliebt» habe – war früher der Wächter ihrer Figur und finanzierte ihr auch aufwendige Diäten, inklusive Ananasspritzen zum Fettabbau bei einer Kosmetikerin. Es ist ein leidvoller Weg bis zur Selbstakzeptanz, gepflastert nicht nur mit dummen Diäten, sondern auch mit dummen Männern.

## Rührselige Schicksalsgeschichten

Heute aber nehme sie sich selbst so an, wie sie sei. Aus ihr sei ein realistischer «Genussmensch» geworden: «Klar würde ich mich auch gerne mal wieder mit der Figur einer

Zwanzigjährigen im Bikini am Pool räkeln. Aber summa summarum möchte ich die Entbehrungen, die damit für mich verbunden wären, nicht mehr auf mich nehmen.» Sie habe durchaus ihre ästhetischen Ansprüche an sich selbst, mache sich aber wegen ein paar Kilos mehr oder weniger nicht mehr verrückt.

Ein Happy End, das auch den Regeln des Genres folgt. Aeschbachs Bücher erscheinen bei Wörterseh. Über den Erfolgsverlag und seine Chefin schrieb die *NZZ am Sonntag* vor kurzem: «Schmerz sells. Mit rührseligen Schicksalsgeschichten hat Gabriella Baumann-von Arx ihren Verlag zum Erfolg geführt. Man warf ihren Büchern Voyeurismus vor. Sie selbst attestiert ihnen eine pädagogische Wirkung.» Baumann-von Arx hat bereits 61 Top-Ten-Bestseller verlegt. Die Titel lauten etwa: «Platzspitzbaby – Meine Mutter, ihre Drogen und ich», oder: «Heimatlos – aus dem Tagebuch einer Tierschützerin». Es sind persönliche Helden-Epen, in denen die Ich-Erzählerin oder der Ich-Erzähler – in der Regel nach Leid und Läuterung – ein Happy End findet. Auch in Deutschland wurde mit Eden Books gerade eigens für das Genre ein Verlag gegründet. Es ist ein bisschen wie Youtube in Buchform: Ich! – im Wirbel all der schwierigen, schönen Emotionen.

Aeschbach sagt: «Ich habe dieses Buch ja nicht als Nabelschau geschrieben, sondern weil es ein wichtiges gesellschaftliches Thema ist.» Ihre Geschichte stehe für viele andere. Man könne ihr natürlich vorwerfen, dass das Buch selbst den Fokus aufs weibliche Aussehen lege. «Es ist aber auch eine Tatsache, dass das Aussehen im Leben von Frauen eine wichtige Rolle spielt», sagt die Autorin. So habe sie sich ihren beruflichen Erfolg oft mehr als andere erarbeiten müssen, weil sie als «hübsches Blondchen» gerne unterschätzt worden sei.

Das Buch ist zwischen zwei Polen emotional aufgeladen: der Gesellschaftskritik – und der kleinen Rache für persönliche Verletzungen. So führt sie etwa auf zehn Seiten, durchaus humorvoll, die gemeinen Aussagen auf, die sie sich in ihrem Leben vor allem von Männern habe anhören müssen: «Ein Mädchen mit deiner Figur sollte keinen Bikini tragen», «Ich möchte nicht, dass du dick wirst» oder «Du hast wirklich das hübschere Gesicht als deine Freundin E. Aber sie hat einfach den besseren Körper.» Aeschbach pariert mit Sätzen wie: «Danke, R.! Das nennt man dann wohl eine gerechte Verteilung. Bei dir hat es



«Wichtiges gesellschaftliches Thema»: Publizistin und Model Aeschbach.

leider weder zum einen noch zum anderen gerecht.»

Ein wenig überrascht beim Lesen des Buches und auch im Gespräch, wie sehr sich Erfolgsfrau Aeschbach über Sätze aufregt, die irgendwann mal irgendwer spitz zu ihr gesagt hat. Aber vielleicht ist es einfach so, dass hinter sehr vielen modernen Frauen, bei denen man das eigentlich nicht erwarten würde, ein kleines Mädchen steht, das sich zu dick und nicht ausreichend geliebt fühlt. Und damit trifft Aeschbach wohl den Nerv ihrer Leserinnen. Ich frage sie: «Sind wir Frauen deiner Meinung nach wirklich so doof, dass der Erfolg im Job nichts zählt, solange die Kollegin in ihren Jeans hundertmal besser aussieht?» Sie ant-

wortet: «Ja, das schreibe ich so in meinem Buch, und ja, ich denke, das ist gar nicht so übertrieben. Leider.»

### Ehrlich empfunden

Der Grat zwischen echten Verletzungen und Kränkungen, auf die wir überempfindlich reagieren, ist vielleicht ebenso schmal wie der Grat zwischen gesunder Selbstliebe und Narzissmus – ein Spannungsfeld, in dem wir in unserer heutigen Achtsamkeitsgesellschaft alle irgendwie stehen.

Silvia Aeschbach ist sympathisch und nahbar. Mal zeigt sie ein Foto ihres herzigen Hundes, mal sucht sie nach Verbindungspunkten und gemeinsamen Erfahrungen – es

macht Spass, sich mit ihr zu unterhalten. An Selbstironie fehlt es ihr nicht, wenn sie etwa über ihre Genusspfunde sagt: «Ich falle wenigstens weich.» So leidenschaftlich, wie die Autorin über ihre Themen redet, kann man wohl sagen: Ihr Buch ist ehrlich empfunden. Wahrscheinlich ist es das, was ihre Fans an ihr lieben.



**Silvia Aeschbach:**  
Bye-bye, Traumfigur:  
Willkommen im eigenen Körper!  
Wörterseh. 224 S., Fr. 25.90

## Berns Sozialarbeiter am Limit

Von Christoph Mörgeli

Der *Blick* hat aufgedeckt, dass in Bern eine verstorbene italienische Sozialhilfebezüglerin neue, ungetragene Kleider im Wert von hunderttausend Franken hinterlassen hat. Dieses Opfer der «Shoppingsucht» füllte sämtliche Einkäufe in Plastiksäcke ab und stopfte damit die Wohnung bis zur Decke zu. Die 59-Jährige erhielt 1047 Franken Sozialhilfe inklusive Integrationszulage. Das Sozialamt der Stadt Bern bezahlte willig und kontrollierte nie. Auch nicht, als Francesca T. zwecks Lagerung ihrer Kleiderberge von einer Einzimmerwohnung in dreieinhalb Zimmer umzog.

Doch das Schlimmste kommt noch. Felix Wolffers (SP), Leiter des Berner Sozialamts, verteidigt sich so: «Unsere Sozialarbeiter betreuen pro Vollzeitstelle hundert Fälle.» Bei dieser «grossen Belastung» sei es leider «nicht möglich, regelmässig Hausbesuche durchzuführen». Bevor uns ob der Schwerstarbeit der Berner Sozialarbeiter die Tränen kommen, kramen wir unsere Rechenkünste der Primarschule hervor: Eine Betreuung von hundert Fällen pro Sozialarbeiter ergibt pro Woche zwei Fälle, um die sich die Beamten kümmern müssten. Nehmen wir vorsichtig an, es handle sich zumindest bei der Hälfte davon um Hilfsbedürftige, die in der Bearbeitung völlig unproblematisch sind, kommen wir auf einen einzigen Fall pro Woche.

Dennoch sind Berns Sozialarbeiter, die bis zu 120 000 Franken verdienen, völlig ausserstande, einen Hausbesuch pro Woche zu absolvieren. Zu rasch rasen die Achtstundentage vorbei. Und kaum sitzen sie am Montagmorgen am Schreibtisch, sind die vierzig Wochenstunden schon wieder um. Doch für Zürcher Kopfschütteln besteht kein Anlass. Zweifellos sieht die Betreuungsbilanz in der ebenfalls rot-grün regierten Stadt Zürich keinen Deut besser aus.

«In der öffentlichen Diskussion stehen Einzelfälle», relativierte der Berner Sozialchef Felix Wolffers anno 2008: «Die nun durchgeführte repräsentative Stichprobe hat eine genügende Aussagekraft.» Wolffers Amtsvorgänger Michael Hohn hat von seinen Klienten gelernt. Hohn trat bereits mit sechzig in den Ruhestand, liess sich aber schon zehn Monate vorher bei vollem Gehalt ganz oder halbezeitig krankschreiben. An den Kosten der Frühpensionierung beteiligte sich die Stadt Bern freiwillig, wobei die Vereinbarung geheim blieb. Die entsprechende Summe hat sich laut *Bund* im sechsstelligen Bereich bewegt. Soviel zum Lohn für Hohn.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Das Walliser Nein zu Sion 2026

Von Peter Bodenmann — Warum die Stimmenden in Bern jene Milliarde nicht abholen wollten, die der Bund in Aussicht gestellt hatte.



*Noch nie wurden in einen kantonalen Abstimmungskampf so viele Gelder investiert.*

Der real nicht existierende Bundesrat Guy Parmelin hat im Abstimmungskampf für und gegen Sion 2026 keinen müden Finger gerührt. Durch das Wallis tingelten Jürg Stahl, Hans Stöckli, Frédéric Favre und Christophe Darbellay. Christian Constantin verschickte 160 000 Exemplare seiner *abverheiten* Ode an das Wallis an alle Haushaltungen.

Noch nie wurden in einen kantonalen Abstimmungskampf so viele Gelder investiert wie in diese Schlacht um Sion 2026. Die Befürworter gingen von einem sicheren Sieg aus. Deshalb bauten sie mit Steuermitteln eine teure Infrastruktur auf und gingen mit den Mitarbeitern Verträge ein, die keine Ausstiegsklausel für den Fall eines Nein des Volkes vorsahen.

Warum in aller Welt wollten die Walliserinnen und Walliser in Bern nicht jene Milliarde abholen, die der Bund in Aussicht gestellt hatte? Warum sollten sie nicht ja sagen zu einer Olympiade, die dank Aktiengesellschaft und Versicherungen mit gar keinem Risiko verbunden sein sollte? Wer konnte im Ernst etwas gegen die nachhaltigsten olympischen Spiele aller Zeiten haben? Trotzdem gewannen die Gegner mit einem Vorsprung von satten 10 000 Stimmen. Nach der Niederlage versuchten die Verlierer alle Schuld dem IOC zuzuschieben. Dieses sei nicht glaubwürdig.

Wahr ist etwas anderes: Die Mehrheit der Stimmenden traute den Herren Stahl, Stöckli,

Favre, Darbellay und Constantin nicht zu, diese Spiele ohne finanziellen Totalschaden zu organisieren. Dies, weil immer neue Geschichten das Vertrauen in die Regierenden erschütterten.

Paul Schmidhalter selig war einst Präsident des Nationalrates. Nach seinem Rücktritt wurde aus dem CVP-Beton-Paulus ein Umwelt-Saulus. Schmidhalter bekämpfte unter anderem die unnötige unterirdische Linienführung der Autobahn A9 im Raume Turtmann. Der zuständige CVP-Staatsrat Jean-Jacques Rey-Bellet drohte dem Ingenieurbüro, dessen Partner Schmidhalter war, mit Mandatsentzügen. Bundesrat Moritz Leuenberger zeigte Schmidhalter die eiskalte Schulter. Genau wie die Geschäftsprüfungskommission des Nationalrates. Ciccio, wie ihn alle nannten, musste in alten Tagen ein eigenes Büro eröffnen.

Der Autobahnabschnitt Turtmann wurde vor achtzehn Monaten eröffnet. Regelmässig wird er gesperrt. Weil sich der Tunnel senkt und überall Risse sichtbar werden. Das Ingenieurbüro wurde mit einer Klage von 40 Millionen eingedeckt. Ein Ablenkungsmanöver.

Die noch grössere Zeitbombe tickt im Bereich des Bahnhofs Gampel-Steg, wo Kanton und Bund einen Tunnel in einen rutschenden Hang bauen. Vortriebsleistung pro Tag: 50 Zentimeter. Da braucht es mehr als ein Stöckli.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Schau, die Presse

Von Kurt W. Zimmermann — Heute mal etwas Nostalgie. Die Tradition der Presseschau ist leider von gestern.

So ein epochales Ereignis war das Fussballspiel zwischen der Schweiz und Brasilien. Am nächsten Tag publizierten alle grossen Medien, von NZZ über *20 Minuten* bis *Tages-Anzeiger* und SRF, eine Presseschau. Ja, eine Presseschau.

Die Presseschau war über Jahrhunderte ein unverzichtbarer Pfeiler der Medien. Dann erliefte sie der schleichende Tod. Auf die Gründe kommen wir noch.

Erst aber erfreuen wir uns an der kurzzeitigen Wiedergeburt des Genres. Dank der Fussball-Presseschauen wissen wir nun, dass für den brasilianischen *O Globo* das Spiel «kein Kindergeburtstag» war. Und wir wissen, wie der Schweizer *Blick* die Leistung seines Teams kommentierte: «Wir ziehen den Zuckerhut.»

Die Presseschau ist die älteste Form von Meinungsvielfalt in den Medien. Sie war über Jahrhunderte für die Leser der einzige Weg, unterschiedliche Sichtweisen zu erfahren. Im Rest der Zeitung war das nicht möglich, weil es politische oder nationale Parteiblätter waren.

Ich kann das an einem historischen Beispiel aufzeigen, an der grössten Seeschlacht aller Zeiten im Skagerrak, wo sich 1916 die deutsche Hochseeflotte und die britische Grand Fleet bekämpften. Ablauf und Ausgang der Schlacht, in der sich beide Seiten als Sieger sahen, sind bis heute umstritten. 1916 waren sie es erst recht.

Die NZZ druckte darum Dutzende von Pressestimmen aus Grossbritannien und Deutschland ab, damit sich ihr Publikum ein Urteil bilden konnte. Es war der einzige Weg, um so etwas wie Objektivität herzustellen. Die NZZ zitierte also den *Daily Chronicle*, der die eigene «Vorherrschaft zur See» bejubelte, genauso wie die *Deutsche Tageszeitung*, welche die «überlegene deutsche Schiessleistung» rühmte.

## Dann kam das Internet

Die Presseschau, das macht ihre Bedeutung in der Pressegeschichte aus, war lange das einzige Gefäss mit Diversität an Fakten und Meinungen in den Spalten.

Bis in die späten neunziger Jahre waren die Pressestimmen unumstritten. Dann kam das Internet. Seitdem kann sich jeder seinen persönlichen Pressespiegel gratis zusammenstellen. Die Redaktionen fuhren die Rubrik herunter. Auch das Schweizer Radio, das über Jahrzehnte um 7 Uhr 20 eine Presseschau ausstrahlte, hörte 2012 damit auf, genauso die ARD,



Kurzzeitige Wiedergeburt: Fussball-Presseschau.

die ihre mittägliche Presseschau nach vierzig Sendejahren bereits 2003 eingestellt hatte.

Seitdem erlebt die Presseschau nur noch bei Grossevents wie Wahlen, Regierungskrisen und Fussballspielen eine gelegentliche Wiedergeburt.

In der Schweiz und in Deutschland wurde das Ende der Presseschauen beschleunigt durch den Trend hin zu gleichförmigen Mainstream-Medien. Wenn es unter Journalisten keine unterschiedlichen Meinungen mehr gibt, braucht es auch keine Presseschau.

In der deutschen Flüchtlingeuphorie von 2015 beispielsweise war jede Presseschau überflüssig. Alle Medien jubelten unisono über die Willkommenskultur. Auch in der Schweiz waren sich, von der EWR-Abstimmung bis zur Durchsetzungsinitiative, die Journalisten politisch meist völlig einig. Für einen Einheitsbrei braucht es keine Presseschau.

Überlebt hat das Format hingegen in Grossbritannien. Dort strahlt die BBC jeden Abend ihre Sendung «The Papers» aus. Auf dem News-Kanal werden erst die Frontseiten und Schlagzeilen der Zeitungen vom nächsten Tag präsentiert. Dann diskutieren zwei Journalisten, was ihre Kollegen an kontroversen Themen angeliefert haben.

Es ist oft eine sehr farbige Sendung. Wo es noch eine lebendige Presse gibt, gibt es auch eine lebendige Presseschau.

# Es dämmt

Von Henryk M. Broder — Der Untergang von Angela Merkel.

Es ist schon was dran an dem alten Sprichwort, dass Totgesagte länger leben, vor allem im politischen Betrieb. Ebenso wahr ist aber, dass der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht, und dass steter Tropfen den Stein höhlt. Ja, es gibt viele Sprichwörter, die sich so anhören, als wären sie Angela Merkel auf den Leib geschrieben worden. Geradezu massgeschneidert ist der Satz: «Das Glück gleicht dem Balle: Es steigt zum Falle.»



Im Moment spricht alles dafür, dass «die mächtigste Frau der Welt» sich mit grossen Schritten auf das Ende ihrer politischen Laufbahn zubewegt. Dass sie auch die aktuelle Krise heil übersteht, ist nicht total ausgeschlossen.

Es ist der richtige Moment, innezuhalten und an ein paar essenzielle Aussagen der Kanzlerin zu erinnern. In ihrer Neujahrsansprache vom 31. Dezember 2014 warnte sie die «Bürgerinnen und Bürger», an Kundgebungen der «fremdenfeindlichen» Pegida-Bewegung teilzunehmen:

*Folgen Sie denen nicht, die dazu aufrufen. Denn zu oft sind Vorurteile, ist Kälte, ja sogar Hass in deren Herzen. [...] Es ist selbstverständlich, dass wir Menschen aufnehmen, die bei uns Zuflucht suchen.*

Am 31. August 2015 nahm sie Stellung zu der immer grösser werdenden Zahl von Flüchtlingen:

*Wir stehen vor einer grossen nationalen Aufgabe. [...] Deutschland ist ein starkes Land. Das Motiv, mit dem wir an diese Dinge herangehen, muss sein: Wir haben so vieles geschafft – wir schaffen das! Wir schaffen das, und dort, wo uns etwas im Wege steht, muss es überwunden werden, muss daran gearbeitet werden.*

Am 15. Dezember 2015 rief sie den Delegierten des CDU-Parteitag zu:

*Wir schaffen das. Ich kann das sagen, weil es zur Identität unseres Landes gehört, Grösstes zu leisten. Abschottung im 21. Jahrhundert ist keine vernünftige Option.*

Nach der Bundestagswahl im September 2017, die mit einem blamablen Ergebnis für die Union endeten, gab sie trotzig zu Protokoll:

*Ich sehe nicht, was wir anders machen sollten.*

Und so ging es weiter. Denn es gab zu Angela Merkel und ihrer Politik keine Alternative. Die gibt es immer noch nicht, aber das Argument, das ihr zum Rettungsring wurde, ist verbraucht. Die Kanzlerdämmerung hat begonnen.

# Das sündige Leben des «Golden Girl»

Eine staatliche Grossbäckerei, der teure «Ha-No-Ca»-Plausch, die Bruderschaft «Opus Rey», getarnte Ausland-Engagements, nun der Subventionsbetrug: Die Geschichte der Post ist ein Reigen von Skandalen und Affären. Die Köpfe wechselten, die Misswirtschaft blieb. *Von Urs Paul Engeler*

Ein auf Hochglanz frisiertes Image, satte Gewinne, gehätschelte staatliche Milchkuh, Liebling der Finanzpolitiker, Lobeslieder statt Kontrollen, reissfester Parteienfilm (SP und CVP), bestdotierte Posten als Futternäpfe für Altpolitiker: Die Leitung der Post-Anstalt entwickelte sich über die Jahrzehnte zu einem abgehobenen Zirkel, der sich selbst genügt. Nur punktuell wurde das kleine Fürstentum leicht erschüttert: In den 80er Jahren waren es informierte interne Kritiker, die Missstände publik machten, in den 90er Jahren recherchierende Medien. Derzeit ist es ein unerschrockener Revisor einer anderen Dienststelle, der die betrügerische Buchungstradition nicht absegnen mochte.

Referierte in den frühen 80er Jahren der damalige Verkehrsminister Leon Schlumpf (SVP) über die Regiebetriebe des Bundes, so pries er die PTT (Post-, Telefon- und Telegrafengebäude) überschwänglich als das «Golden Girl» der Nation und schalt er die Chefs der SBB als seine «Kummerbuben». Lob und Tadel des redseligen Bündners basierten allein auf den finanziellen Ergebnissen der beiden Verwaltungsböcke: Der im wasserdicht abgeschotteten Monopol agierende «Gelbe Riese», mit 56 000 Mitarbeitern der grösste Betrieb des Landes, erwirtschaftete bei einem Umsatz von 7,7 Milliarden Franken Gewinne von über 300 Millionen Franken; die vom privaten Autoverkehr bedrängten Bähnler ratterten in Milliardendefizite.

«Elefantenhochzeit» mit Coop-Direktorin Politisch hingegen verhielt es sich genau umgekehrt. Die kritisch beobachteten SBB blieben, von diversen Unschönheiten abgesehen, affärenfrei. Bei den hochgelobten rentablen Pöstlern aber, die bis 2015 von ihrem Sitz Schönburg auf Bern hinunterschauten, reihte sich in den letzten vierzig Jahren Skandal an Skandal. Eine Mischung von Arroganz, Unvernunft, sanfter Korruption und garantierter politischer Protektion generierte ein Treibhausklima, das den locker-freien Umgang mit Geld und Personen möglich machte. Bis heute.

Eine erste Reinigungswelle rollte ab 1982 von innen an. Eine «Aktion saubere PTT» belieferte Politiker und Medien mit anonymen Flugblättern, die das selbtherrliche Gebaren der PTT-Spitze anprangerte und Verfehlungen aller Art auflistete: gutdokumentierte und

eher vermutete, offensichtliche und weniger plausible, gröbere und nichtigere. Hauptziel-scheibe der Vorwürfe war Post-Generaldirektor Guido Nobel (SP), ein Sankt Galler, der in La Chaux-de-Fonds aufgewachsen und als Handwerker über gewerkschaftliche Seilschaften an die Spitze der Post gelangt war und dessen Management-Methoden mit seiner Charakterisierung als «Bulldozer» korrekt umschrieben werden. (Nobels kritisch kommentierte zweite Ehe, die «Elefantenhochzeit» mit der damaligen Coop-Direktorin Edith Rüefli, ebnete übrigens den Weg zur problematischen und bis heute gelebten finanziellen, personellen und politischen Verflechtung des Bundesbetriebs mit dem einen Grossverteiler.)

## Fröhliches Eigenleben der Postzentrale

Weder der PTT-Verwaltungsrat noch der verantwortliche Bundesrat dachten je daran, den Missständen auf den Grund zu gehen, im Gegenteil. Sie boten alle Kräfte auf, um «die miesen Subjekte» (Leon Schlumpf) zu fangen. Als im September 1984 anrückende Kriminalpolizisten allen Kaderleuten der PTT-Automobil-Abteilung die Fingerabdrücke abnehmen wollten (was wohl illegal gewesen wäre), übernahm deren Chef, Dr. rer. pol. Albert Fischer, die Verantwortung für die kollektive

Sauberkeitsaktion, die aus seinem Zirkel ausging. Fischer, der vor der Frühpension stand, darf so als erster Whistleblower der Eidgenossenschaft gelten. Er wurde fristlos freigestellt; Lohn- und Pensionsverfahren wurden per sofort eingestellt.

In der Sache bekam er recht. Fischer hatte den absurden Plan der Post enthüllt, im neuen Verteilzentrum in Zürich-Mülligen eine Grossbäckerei einzurichten, um das Personal mit staatlich hergestellten Brötchen und Croissants zu versorgen. Dafür hätte die Anlage kaum eine halbe Stunde pro Tag in Betrieb stehen müssen. Über 550 000 Franken waren bereits ins Projekt investiert worden, als die eidgenössischen Räte – gegen den Willen Schlumpfs und der PTT-Spitze – nach verheerenden Analysen und Untersuchungsberichten schliesslich den Abbruch der Übung erzwingen.

Ein Schlaglicht auf das fröhliche Eigenleben der Postzentrale warf ein anderer Hinweis der Aktion. 1982 feierten Guido Nobel und zwei seiner obersten Kaderleute, Josef Hausner und Otto Caprez, ihren sechzigsten Geburtstag, nicht etwa allein und auch nicht privat, sondern rauschend, halböffentlich in geleerten Postauto-Hallen und weitgehend auf Postkosten. Nach dem feudalen Fest mit feinstem Italiener und vier Musikkapellen durften die rund 750 Gäste ein Briefmarkenset nach Hause



Dank für Zuflüsterdienste: PTT-Generaldirektor Rey (l.), Finanzminister Stich.



**Kaum heilbare Erbkrankheiten:** Bundesrätin Leuthard (l.), Konzernleiterin Ruoff.

tragen, das mit den Köpfen der drei Jubilare und deren Kürzel «Ha-No-Ca» verziert war. Fachleute schätzten den Marktwert dieser legendär gebliebenen Gaben auf 100 000 Franken; die Post sprach von «Makulatur», die sie verteilt habe. (Die Post setzte diese Porto-Sets im Wert von zehn bis dreissig, vierzig Franken übrigens bei Medien und anderen Events gezielt als Mittel zur steten Imagepolitik und anhaltenden Korruption ein. Während Jahren fanden auch Bundeshausjournalisten dicke Couverts mit ungestempelten Marken und philatelistisch wertvollen Viererblöcken plus Ersttagsstempel in ihren Fächern vor.)

Zu beurteilen hatten diese und andere Vorwürfe wie etwa die regelmässige Vergabe von Gratis-Postautofahrten an alte Kameraden, neue Freunde und nützliche Organisationen (etwa den Schweizerischen Baumeisterverband) die Berner Gerichte. Albert Fischer erstattete Strafanzeige gegen Nobel wegen Urkundenfälschung, Veruntreuung, Amtsmissbrauch, Begünstigung und Verletzung des Postheimnisses. Nobel hatte das Konto einer politischen Gruppierung ausforschen und überwachen lassen, welche die Teilprivatisierung der PTT anstrebte. Im Gegenzug deckte dieser Fischer mit Klagen wegen Verleumdung und übler Nachrede ein.

Auf den autokratischen Nobel, der die Vorwürfe und Verfahren überlebte, folgte 1987 der stille und korrekte Gewerkschafter und SP-Nationalrat Jean Clivaz – bis 1990 der Walliser SP-Mann Jean-Noël Rey in nochmals neue Dimensionen der postalischen Willkür aufbrach. Rey, Politologe und jahrelang treuer Compagnon seines Herrn, wurde von SP-Bundesrat Otto Stich zum Dank für geleisteter Zuflüsterdienste auf den Thron des Post-Generaldirektors gehievt. Dort etablierte er erstens

---

### Zuvor hatte der liebe Kollege, zum Tagessatz von 2000 Franken, auf der Honorarliste gestanden.

---

eine einzigartige Günstlingswirtschaft, die als «Opus Rey» oder «Firmen für Freunde» dank «Vitamin P» verspottet, aber mit politischer Protektion lange Zeit geduldet wurde. Ebenso unverfroren versuchte er, auf verdeckten, ja illegalen Wegen mit der Post ins Ausland vorzustossen. (Parallelen zum jüngsten, grandios gescheiterten Projekt, mit Postautos rund um Lyon Geld einzufahren, sind offensichtlich.)

Zum öffentlichen Thema wurde Reys Nepotismus erst, als er 1997 seinen Kumpan Urs A. Haymoz zu seinem Stellvertreter machen

wollte – vereinbartes Jahresgehalt: 250 000 Franken. Zuvor hatte der liebe Kollege, zum Tagessatz von 2000 Franken, als Beistand für das Projekt «Change Post» auf der Honorarliste gestanden. Unternehmensberater Haymoz, ein ehemaliger linker Basisaktivist, der schon als Präsident und Delegierter des Verwaltungsrates das renommierte Kühlschranks-Unternehmen Sibir AG in die Liquidation gewirtschaftet hatte, suchte bei Rey dringlich ein Ein- und Auskommen, weil er abermals unternehmerisch gescheitert war. Nach der Wende hatte er in Ostdeutschland, genauer in Halle (Saale), das grosse Geschäft gewittert. Dort wollte er mit einem Partner die maroden Fahrradwerke Sangerhausen (Fasa) auf Vordermann bringen und dann durchpedalen. Als nach drei Jahren der Konkurs angemeldet werden musste, eröffnete, wie die Medien enthüllten, die Justiz ein Strafverfahren gegen Haymoz und Co., die sich offenbar von der Firma, die kaum Einnahmen generierte, monatlich rund 40 000 Franken an Honoraren und Spesen hatten auszahlen lassen. Insgesamt sollen gemäss Anklage 1,449 Millionen Mark veruntreut worden sein.

Ein doppelter Konkursit, von der deutschen Justiz verfolgt, als Vize-Postchef der Schweiz? Diese Aussicht war für die Aufseher kein

## Privatisiert die Post

Die Post ist eine Aktiengesellschaft in Staatseigentum ohne wirksame Kontrolle. Nur private Investoren hätten den Anreiz, genauer hinzuschauen. *Von Beat Gygi*

Die Schweizer Post ist eine Aktiengesellschaft und soll nach dem Willen des Bundes auch geführt werden wie eine Aktiengesellschaft, ja sogar nach den Regeln der modernen Corporate Governance. Im Jahresbericht steht dazu: «Die Schweizerische Post räumt dem Thema Corporate Governance einen hohen Stellenwert ein und orientiert sich in ihrem Handeln am <Swiss Code of Best Practice for Corporate Governance> von Economiesuisse.» Das tönt auf den ersten Blick verantwortungsvoll, ist aber im Grunde genommen ein leeres Versprechen. Der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse hat im «Swiss Code of Best Practice» Empfehlungen formuliert, die sich vor allem an Publikumsaktiengesellschaften richten, also an Unternehmen, deren Aktien an Märkten gehandelt werden.

Als Eigentümer tragen die Aktionäre letztlich das unternehmerische Risiko, das sich weitgehend in Schwankungen des Firmenwerts beziehungsweise des Aktienkurses zeigt. Aktionäre spüren den Geschäftsgang und die Qualität der Unternehmensführung an ihrem Portemonnaie. Entsprechend hohe Anreize haben sie, die Chefs, die ja ihre Angestellten sind, zu disziplinieren, wenn sie nicht zufrieden sind: durch den Verkauf der Aktien oder durch Widerspruch an der Generalversammlung. Investoren, die mit Geld nicht leichtfertig umgehen, belohnen eine gute Unternehmensführung.

### Selbstverwirklichung auf fremde Kosten

Bei der Post gibt es das meiste von alledem nicht. Deshalb konnte sich in der Führung auch Leichtfertigkeit einnisten. Seit Mitte 2013 ist das Unternehmen zwar eine Holding mit der Schweizerischen Post als oberster Gesellschaft, die nicht mehr eine Anstalt, sondern nun eine spezialgesetzliche Aktiengesellschaft ist. Aber viel weiter gehen die Parallelen zu normalen Aktiengesellschaften nicht. Die Post-Gruppe mit den zwei Haupttöchtern Post CH AG für das postalische Geschäft und die Postfinance AG für das Bankgeschäft ist als selbständiges Unternehmen des öffentlichen Rechts im alleinigen Eigentum des Bundes. Es ist auch der Bund, der die Post steuert, indem er die strategischen Ziele

vorgibt und deren Einhaltung «anhand der jährlichen Eignerberichterstattung sowie anhand von Reportings zum Personal» überprüft. Die 40-seitige Postverordnung enthält viele Vorgaben zu Grundversorgung, andern Tätigkeiten, Finanzierung und Rechnungslegung, wozu auch Formeln für hypothetische Kosten und Erträge in der Grundversorgung zählen.

Moment, wenn die Post dem Staat und damit den Steuerzahlern gehört, dann sind ja eigentlich letztlich die Bürger die Aktionäre. Ist das schlecht? Im «Swiss Code of Best Practice» steht sogar, dass die Empfehlungen auch für nichtkотиerte und volkswirtschaftlich bedeutende Unternehmen und Organisationen anderer Rechtsformen nützlich sein könnten. Das Problem liegt darin, dass die Führung der Post kilometerweit von den Steuerzahlern entfernt ist. In Gemeinden hat sich gezeigt, dass öffentliche Dienste wie die Kehrrichtentsorgung effizienter erbracht werden, wenn kein Gemeindeparlament existiert, sondern Entscheide und Kontrolle bei der Gemeindeversammlung und damit direkt bei den Bürgern liegen.

Wenn nur schon diese eine Stufe einen Unterschied ausmacht, dann ist klar, dass die Führung und die Kontrolle der Post Dutzende von Delegationsstufen weiter oben in den Sphären der Bundesverwaltung nichts mehr mit den Bürgern zu tun haben. Viel wichtiger sind die Vorlieben des Bundesrats, der den Post-Verwaltungsrat wählt. Im Pflichtenheft steht sogar: «Der Präsident pflegt die guten Beziehungen mit dem Eigner.» Entscheidend ist auch der grosse Informationsvorsprung der Post-Manager gegenüber den politisch bestimmten Verwaltungsräten und meist auch gegenüber Kontrollstellen aus der Bundesverwaltung. Wer auf fremde Kosten Selbstverwirklichung betreiben will, findet in der Post eine Spielwiese. Eine wirksame Gegenkraft wären Aktionäre, die ein Interesse daran haben, der Postführung auf die Finger zu schauen. Dies lässt sich nur erreichen, wenn man die Post privatisiert und ihr einen klareren Grundversorgungsauftrag gibt. Investoren, die ihr Geld im Unternehmen haben, hätten wenig Freude an Leichtfertigkeit.



Postalische Willkür: Guido Nobel und...

Grund, die Berufung zu stoppen, schliesslich aber einer für Haymoz, unter öffentlichem Druck zu verzichten – gegen eine Abgeltung von 277 268 Franken. In erster Instanz wurde das Fasa-Duo drei Jahre später zwar freigesprochen. Die Anklage ging noch in Berufung, doch dann versandete das Verfahren.

### Frau Ramseiers Mastertitel

Die Vetternwirtschaft aber und andere Trickserien Reys, der nicht nur seine Söhne, sondern auch seine Lebenspartnerin im Bundesbetrieb unterbrachte, waren nun publik geworden. Bettina Ramseier war zuerst SP-Sekretärin, dann, als sie Reys Gespielin wurde, Sekretärin in Stichs Kabinett. Um die Handelschulabsolventin für Höheres zu qualifizieren, schickte Rey sie zur Akademisierung ans Hochschulinstitut für öffentliche Verwaltung (IDHEAP) bei Lausanne. Rey, der selbst noch genügend Zeit für Vorlesungen fand, bezahlte dieser Zweigstelle der Uni Lausanne mit 300 000 Franken aus der öffentlichen Postkasse die Professur seines Spezis Matthias Finger, den er zugleich bei der Post und als Co-Autor seiner Publikationen beschäftigte (interner Slogan: «Finger schreibt Reys Bücher»). Nachdem Frau Ramseier, wie zu erwarten war, auch im zweiten Prüfungsanlauf gescheitert war, griff Rey ein. In seiner Dreifachrolle als Dozent, Sponsor und Ehemann in spe drohte er während einer *séance mémorable*, dem IDEHAP die Post-Beiträge zu entziehen. Die Institutsleitung ordnete auf diesen Druck neuerliche Zusatztests an, die sicherheitshalber der Post-abhängige Finger durchführte und die nun mit Höchstnoten von 9 und 10 (auf der 10er-Skala) endeten: «Frau Ramseier hat bei mir sehr gute Arbeiten abgeliefert.»



... Claude Béglé.

Der Mastertitel befähigte nun die Dame, die Leitung der 1997 gegründeten und 1998 bereits liquidierten Post-Tochter Crea Post Consulting AG zu übernehmen (Delegierter des Verwaltungsrats: Professor Matthias Finger, der noch heute als Experte auftritt). Blumig umschriebener Zweck der Totgeburt: «Beratungsleistungen zur Förderung der Kreativität, Innovation, Modernisierung und Entwicklung von materiellen und immateriellen, nationalen und internationalen Postaktivitäten, Personentransporten usw.» Der damalige Post-Präsident Gerhard W. Fischer (später Chef der Panalpina) erteilte dem Unfug mit öffentlichen Geldern seinen väterlichen Segen: «eine Privatangelegenheit von Herrn Rey».

Diese Vorkommnisse lenkten allerdings die Blicke auf noch krummere Geschäfte, die Rey schliesslich doch zum Rücktritt zwangen. Crea Post war die Rechtsnachfolgerin der Telepost AG, die von andern Freunden des Wallisers in ein Vier-Millionen-Desaster manövriert worden war. Einen Teil der Altlasten hatte eine weitere Post-Tochter, die Data Center AG Luzern (DCL), zu übernehmen. Als DCL-Verwaltungsrat tauchte ein nächster merkwürdiger Rey-Vertrauter auf: Walo C. Ilg, Berner Anwalt und Enkel des legendären Gewerkschafters und Architekten des «Friedensabkommens» Konrad Ilg.

#### Privatdarlehen aus der Postkasse

Der in argen Geldnöten steckende, notorisch betriebene und später wegen Veruntreuung von insgesamt einer Million Franken zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilte Ilg war ein steter Gast auf der Post-Honorarliste, obwohl gegen ihn längst ein Disziplinarver-

fahren lief. Er hatte in Inseraten auf Serbokroatisch seine asylinindustriellen Dienste angepriesen («letzte Chance für die Aufenthaltsbewilligung B»). Rey betraute ihn Ende 1994 nun gar mit einem strategischen Mandat, mit der Gründung der Mondial Transport AG an Ilgs Privatadresse. Zu diesem Zweck ge-

#### Die Figuren an der Spitze wechseln, dann und wann kommt es zum Eklat. Der Grössenwahn aber bleibt.

währte er dem Mittellosen in Eigenkompetenz ein Darlehen von 100 000 Franken aus der öffentlichen Postkasse.

Die scheinbar private Firma Mondial Transport AG hatte zum Zweck, die geplanten Auslandaktivitäten der Post, insbesondere in Oberitalien, zu verschleiern. Dem Bundesbetrieb war diese Expansion nach damaliger Rechtslage verboten. Nachdem die Tarnkonstruktion aufgefliegen war, konnte der blanke Strohhalm Ilg das Darlehen nicht mehr zurückzahlen. Mit nicht näher spezifizierten «Arbeitsleistungen» zugunsten der Post soll er einen Teil abgestottert haben; ein Loch von 43 000 Franken blieb.

Obwohl Präsident Fischer wiederum rasch erklärte, Rey habe sich «nichts Rechtswidriges zuschulden kommen lassen», ermittelte nun die Justiz gegen Rey und dessen Stellvertreter Peter Sutterlüti wegen «ungetreuer Geschäftsbesorgung». Der Rücktritt Reys – in Wirklichkeit der Umzug in ein anderes Schönburg-Büro und ein Rollenwechsel zum «Berater» – liess sich trotz präsidialer Unterstützung Ende 1998 nicht mehr vermeiden. In zweiter Instanz wurde das fehlbare Duo 2001 zwar vor den strafrechtlichen Vorwürfen knapp freigesprochen, jedoch mit massiven Rügen eingedeckt und zur Übernahme der Gerichtskosten verdonnert.

Die Postführung leidet an kaum heilbaren Erbkrankheiten. Die Figuren an der Spitze der Post wechseln, auch die Farbe der regierenden Parteilique, dann und wann – zum Beispiel 2010 beim Sturz von Post-Präsident Claude Béglé (CVP) über lukrative Nebenjobs – kommt es zum kurzen Eklat. Der Grössenwahn aber bleibt, manifest im Drang, ein «Unternehmen» zu werden und ins Ausland zu wachsen (jüngst rund um Lyon mit der Defizitfiliale Carpostal France), ebenso die wohl strafrechtlich relevante Arroganz, nach eigenen Kriterien über öffentliche Gelder zu verfügen und Kritiker nicht ernst zu nehmen. Auch die listige Inthronisierung einer Frau als oberste Pöstlerin, die den Laden hätte politisch unangreifbar machen sollen, konnte nun den jahrelangen Buchungsbetrug nicht mehr verdecken.

Die Figuren an der Spitze der Post wechseln, wieder einmal. ○



Mein  
**MONDOVINO**  
WEINCLUB

## Der Weinclub für Geniesser

Tauchen Sie ein in die Welt von Mondovino und profitieren Sie von exklusiven Weinen, Aktionen und den Tipps von Jan Schwarzenbach, Master of Wine.

[mondovino.ch/vorteile](http://mondovino.ch/vorteile)



**coop**

Für mich und dich.

# Es war einmal ein Rechtsrutsch

Frauenquote, mehr Geld für Kinderkrippen, Konzerne müssen ihre Unschuld beweisen: Das Parlament, auf dem Papier bürgerlich, verhilft linken Ur-Anliegen serienweise zum Durchbruch. Was ist los im Bundeshaus? *Von Dominik Feusi*

Es waren einmal zwei bürgerliche Parteien, die SVP und die FDP. Die machten einen guten Wahlkampf. Das war im Sommer 2015. Bei ihren politischen Gegnern wurde die Angst von Woche zu Woche grösser. SP-Präsident Christian Levrat warnte mit zunehmender Verzweiflung vor einem «Rechtsrutsch». Und tatsächlich konnten SVP und FDP vierzehn Sitze gewinnen. Christian Levrat hatte recht. Der Nationalrat ist so rechts wie seit Jahrzehnten nicht mehr.

Doch wo zeigt er sich genau, der Rechtsrutsch im Parlament? Die zu Ende gegangene Sommersession der eidgenössischen Räte lässt einen ziemlich ratlos zurück. Christian Levrat – so viel ist sicher – darf sich ins Fäustchen lachen. Der Rechtsrutsch ist ein Märchen. Was Levrat natürlich nicht daran hindern wird, weiterhin davon zu reden.

## Griff in die Lohntüte

Also, wo ist der Rechtsrutsch geblieben? Offenbart er sich etwa bei der Verknüpfung der Reform der Unternehmensbesteuerung mit mehr Geld für die AHV, geholt aus der Lohntüte von Herrn und Frau Schweizer? Mit diesem Kuhhandel haben die Bürgerlichen das Pfand aus der Hand gegeben, um über eine Erhöhung des Rentenalters zu reden. Seit mehr als zwanzig Jahren ist klar, dass diese Diskussion geführt werden muss. Selbst bei den Linken gibt man das zu, wenn niemand zuhört. Ebenso lange schon gelingt es der Linken, die Diskussion zu verschieben und die Löcher in der AHV – das Umlageverfahren schreibt mittlerweile eine Milliarde Franken Verlust pro Monat – mit mehr Geld der Bürger zu stopfen.

Oder war die Zustimmung zu Lohnkontrollen in den Unternehmen im Ständerat etwa Ausdruck eines Rechtsrutsches? Eine Vorlage, die auf der bis jetzt unbewiesenen Behauptung beruht, dass Frauen für gleiche Arbeit nicht den gleichen Lohn erhalten. Es war einmal ein bürgerlicher Grundsatz von CVP bis SVP, dass ein Gesetz nur dann gemacht wird, wenn erstens tatsächlich ein Problem besteht und, zweitens, die vorgeschlagene gesetzliche Lösung tatsächlich das Problem löst. Weder das eine noch das andere ist beim Beschluss des Ständerats der Fall. So beschlossen wurde es trotzdem.

## «Anschub» für Kinderkrippen

Oder kann die Verlängerung der Anschubfinanzierung für Kinderkrippen als Auswirkung eines Rechtsrutsches betrachtet werden?

Seit fünfzehn Jahren wird in diesem Bereich mit Subventionen «angeschoben», und seit Beginn werden die Millionen vor allem für Krippenplätze ausgegeben, die sowieso entstanden wären. Dieser «Mitnahmeeffekt», diese Verschleuderung von Geld, stört insbesondere die CVP nicht im Geringsten. Auch mit den Hunderten von Paragraphen, welche die Schaffung von Betreuungsplätzen erschweren, hat sie kein Problem.

Oder könnte die Aktienrechtsrevision als Rechtsrutsch bezeichnet werden? Also jene Vorlage, in welche derart viele Sündenfälle verpackt wurden, dass sie eigentlich von SVP, FDP und CVP auf der Basis ihrer Positionsbezüge in der Vernehmlassung hätte zurückgewiesen werden müssen? Beim Aktienrecht geht es nicht nur um die Freiheit der Unternehmer, sondern auch um die Freiheit aller, Unternehmer zu werden. Sollte der Ständerat die Vorlage nicht drastisch korrigieren, gründen Leute mit Ideen ihre Firma in Zukunft lieber in den USA. Die Schweiz ist bereits Jahr für Jahr im entscheidenden Ranking zum Unternehmertum weiter ins Mittelfeld abgerutscht. Ein sozialde-

mokratisches Aktienrecht ist ein weiterer Sargnagel für die freie Marktwirtschaft. Begriffen hat das allerdings – leider – nur die SP.

Der Nationalrat hat erstens neue Haftungsregeln in einen Gegenvorschlag zu einer Initiative geschrieben, die von Hilfswerken lanciert wurde, welche wesentlich vom Staat finanziert werden. Unternehmen müssten demgemäss in Zukunft beweisen, dass sie auch

---

Während die Linke europaweit auf dem Rückzug ist, macht sie hierzulande die Politik.

---

im Ausland unschuldig sind. Die Mehrheit der FDP stimmte diesem Vorschlag zu. Von der SVP stimmten sechs Nationalräte zu. Die CVP stimmte geschlossen zu, einzig Parteipräsident Gerhard Pfister und die Baselbieter Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter enthielten sich der Stimme. Wären die bürgerlichen Parteien bei ihren früheren Haltungen geblieben, wäre der Gegenvorschlag mit rund 130 zu 70 Stimmen abgelehnt worden.



Enthaltung beim sozialdemokratischen Aktienrecht: CVP-Präsident Gerhard Pfister.

Ein ähnliches Resultat hätte es zweitens bei den Frauenquoten geben müssen. Bei der letzten Abstimmung vor neun Jahren wurden sie mit 107 zu 57 Stimmen abgeschmettert. Jetzt war das Resultat mit 95 zu 94 Stimmen denkbar knapp. Doch die CVP stimmte der Schaffung von Quotenfrauen mit 22 zu 3 Stimmen zu. Vor neun Jahren waren es 21 zu 2 Stimmen dagegen. In der FDP stimmten fünf Nationalräte für Frauenquoten, drei enthielten sich der Stimme; vor neun Jahren gab es nur eine Enthaltung. Der FDP fehlt heute die Kraft, ihren sozialdemokratischen Flügel von der freiheitlichen Parteiraison zu überzeugen. «Sie ist eine Besessene», sagte am Donnerstag ein FDP-Nationalrat über Parteikollegin Christa Markwalder, die in der FDP für Frauenquoten und ein sozialdemokratisches Aktienrecht lobbyierte. «Ich kann mich nicht in jeder Fraktionssitzung mit ihr anlegen.» Sie sieht das offenbar anders.

### Vermeidbarer Sündenfall

Der Sündenfall wäre also zu vermeiden gewesen. Doch der traditionelle Gewerbeflügel der CVP existiert in der Partei nur mehr auf dem Papier. Und bei der FDP lässt man den linken Flügel gewähren.

Drittens hat der eigentlich bürgerliche Nationalrat Regeln ins Aktienrecht geschrieben, die jedem Jungunternehmer die Lust am Unternehmen vergällen. KMU-Aktionäre, oft Familienmitglieder, dürfen bei Generalversammlungen keine Anträge mehr stellen. Sie



Verlieren und trotzdem gewinnen: SP-Chef Levrat.

dürfen sich auch nicht mehr gegenseitig vertreten oder müssen eine grosse Bürokratie durchlaufen, um sich vielleicht doch vertreten zu lassen. Auch wenn eine AG nur aus einer einzigen Person besteht, muss sie für sich selber einen Finanz- und einen Liquiditätsplan erstellen. Tut sie es nicht, steht sie unter Verdacht, ihr drohe die Zahlungsunfähigkeit. Das liberale Obligationenrecht in der Schweiz war einst der Grundpfeiler dafür, dass sich Leute mit guten Ideen und Leute mit Geld zu einem Unternehmen zusammenschliessen konnten. Mit dem neuen Aktienrecht würde dieses Erfolgsmodell vernichtet. Zu verdanken hätten wir das den Bürgerlichen und ihrer fehlenden Zusammenarbeit. Vor allem der FDP und der CVP.



«Eine Besessene»: FDP-Nationalrätin Markwalder.

Doch auch die SVP trägt zur Zwietracht im bürgerlichen Lager bei. Statt taktisch klug frühzeitig dort Allianzen zu bilden, wo es darauf ankommt, gefällt sie sich in der Rolle des Verlierers und verwendet Kopf und Herz dafür, um sich im Rat als solcher zu inszenieren. Da werden dann – wie in der Debatte über die Selbstbestimmungsinitiative – Marionetten in den Nationalratssaal geführt, weil angeblich die durchaus guten Argumente für die eigene Initiative nicht genügen. Klamauk vor Hirn – könnte man sagen. Auf der Strecke bleibt die Tatsache, dass die heutige Verfassung das Verhältnis von Landesrecht zu Völkerrecht nicht klar definiert und dass es in der FDP und in der CVP durchaus Kräfte gegeben hätte, die Hand zu einem Gegenvorschlag geboten hätten. Magdalena Martullo-Blocher konnte dafür im *Sonntagsblick* verkünden, die Abstimmung über die Initiative sei wichtiger als die Parlamentswahlen. Sie dürfte ihr blaues Wunder erleben.

### Fehlender Weitblick

Christian Levrat hat gut lachen. Den Bürgerlichen fehlt es neben der notwendigen Zusammenarbeit am ideologischen Fixpunkt hinsichtlich der Frage, was für eine Gesellschaftsordnung sie eigentlich wollen, an strategischem Weitblick in Bezug darauf, welche Themen man dazu anpacken sollte, und an taktischer Gerissenheit, um diese Strategien im Sessionsalltag mehrheitsfähig zu machen. Darüber legt sich nach der Ablehnung der Unternehmenssteuerreform die bleierne Angst, an der Urne zu verlieren. Wie man verliert und trotzdem gewinnt, könnten sie ausgerechnet von Christian Levrat lernen. Während europaweit die Linke auf dem Rückzug ist, macht sie hierzulande trotz Rechtsrutsch die Politik.

Es war einmal ein Rechtsrutsch, weil die Wähler es so wollten. Die Wahlsieger schafften es nicht, daraus Politik für ihre Wähler zu machen. Wenn sie nicht abgewählt sind, politisieren sie noch heute.

Das ist eine überarbeitete Fassung eines Leitartikels, der am 16. Juni 2018 in der *Basler Zeitung* erschienen ist.



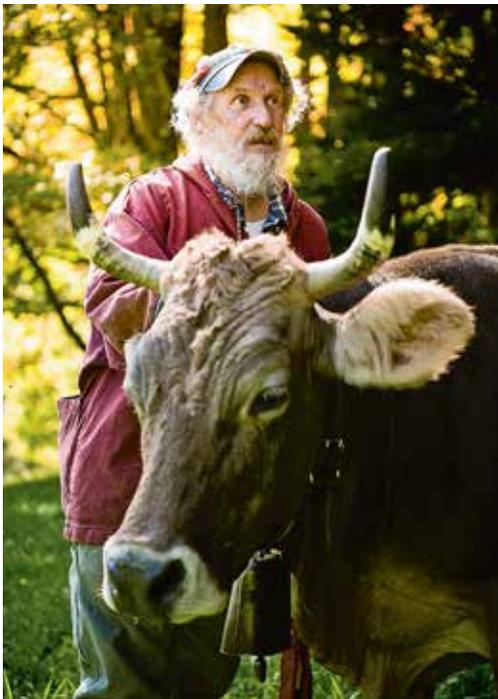
Klamauk vor Hirn: SVP-Fraktion.

# Hornkühe und Geschlechterquoten

Auch der Nationalrat will fremdes Recht der Bundesverfassung und damit der direkten Demokratie vorziehen. Freisinnige Abweichler sorgen für Frauenquoten in der Privatwirtschaft.  
Sessionscheck von Peter Keller

Neben technisch-unterkühlten Grossprojekten wie dem Finanzdienstleistungsgesetz und der Totalrevision des Beschaffungswesens sorgten die Anpassung des Schweizer Waffenrechts an EU-Richtlinien und die Selbstbestimmungsinitiative der SVP für Emotionen im Parlament.

**Die weiblichste Zustimmung** — Für einmal spielte die geschlechtergerechte Sprache keine Rolle: Das Parlament debattierte stundenlang



«Einfach mehr Gefühl»: Initiant Capaul.

über die «Hornkuh-Initiative» des Bergbauern Armin Capaul – von «Hornstieren» war indes keine Rede. Bald wird die Schweizer Bevölkerung darüber abstimmen können, ob in der Bundesverfassung ein zusätzlicher Passus die Halterinnen und Halter von behornten Nutztieren finanziell belohnt. Der Initiant ist zuversichtlich. Capaul zählt bei der Abstimmung vor allem auf die Unterstützung der weiblichen Urnengänger. «Frauen bringen einfach mehr Gefühl für Tiere auf», sagte er gegenüber dem deutschen Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* und ergänzte augenzwinkernd: «Wer unseren Sieg an der Urne verhindern will, der müsste vorher das Frauenstimmrecht wieder abschaffen.» Ein Blick auf das Ergebnis im Nationalrat stützt seine These: Während die weiblichen Parlamentarier mit 29 gegen 23 Stimmen (bei 12 Enthaltungen) der Initiative zustimmten, lehnten ihre

männlichen Kollegen die Vorlage deutlich mit 94 zu 20 Stimmen (bei 20 Enthaltungen) ab.

**Der freisinnigste Sündenfall** — Als das Abstimmungsergebnis am Bildschirm aufleuchtete, rang sich Bundesrätin Simonetta Sommaruga ein Lächeln ab: Mit 95 gegen 94 Stimmen sprach sich der Nationalrat für «Geschlechtertertwerte» im Aktienrecht aus. Künftig müssen private Firmen, die nicht mindestens 30 Prozent Frauen im Verwaltungsrat beziehungsweise 20 Prozent in der Geschäftsleitung vorweisen können, begründen, weshalb die Geschlechter nicht wie vorgesehen vertreten sind, und darlegen, welche Massnahmen sie gegen dieses Missverhältnis unternehmen wollen. SP, Grüne, BDP und Grünliberale stimmten geschlossen, die CVP fast geschlossen für die versteckte Frauenquote. Die SVP-Fraktion lehnte die staatliche Geschlechterregulierung ab. Schliesslich waren es acht Freisinnige, die den illiberalen Sündenfall begingen. Drei FDPler blieben der Abstimmung absichtlich fern, fünf waren für die Quote: Doris Fiala aus dem Wirtschaftskanton Zürich, Christa Markwalder, die als Kommissionssprecherin agierte, der Tessiner Giovanni Merlini und die beiden welschen Nationalräte Benoît Genecand (GE) und Philippe Nantermod (VS).

**Die beispielhafteste Verweigerung** — Bei der Nationalratsdebatte zur Selbstbestimmungsinitiative («Schweizer Recht statt fremde Richter») weigerte sich die linke Ratschälfte kategorisch, Fragen der Befürworter zu beantworten. Ein erster Vorgeschmack darauf, wie die Demokratieabschaffer mit den Volksrechten umzugehen gewillt sind.

**Die teuerste Gleichung** — «Minus mal minus gibt plus.» Das müssen sich die Strippenzieher im Ständerat gedacht haben, als sie die beiden verlorenen Abstimmungsvorlagen, jene zur Al-



«Sternstunde»: SP-Ständerat Zanetti.

tersvorsorge und jene zur Unternehmenssteuerreform, miteinander verknüpften. Der Hinterzimmer-Deal sieht vor, der AHV rund zwei Milliarden Franken mehr zukommen zu lassen (die im Wesentlichen das Gewerbe und die Arbeitnehmer finanzieren müssen). Im Gegenzug wurde eine Steuervorlage gezimmert, die den Forderungen der EU/OECD nachkommt und den Kantonen genügend Spielraum bei der Umsetzung zugestehen soll. Der Solothurner SP-Ständerat Roberto Zanetti sprach von einer «Sternstunde des Parlamentarismus». Sein SVP-Ratskollege Alex Kuprecht (SZ) sprach dagegen von einer «Entmündigung der Stimmbürger». Beide hatten auf ihre Weise recht: Der AHV-Steuer-Kuhhandel war ein Lehrstück darüber, wie man sich im Parlament mit Gegensechäften Mehrheiten erkauft. Dazu wurden zwei Volksentscheide übergangen, und auch bei einem allfälligen Referendum kann die Bevölkerung nicht getrennt Stellung nehmen: Wer die Unternehmenssteuerreform unter Dach bringen will, muss der einseitigen AHV-Zusatzfinanzierung zustimmen. Auch umgekehrt gilt: Wer das Sahnetörtchen für die Altersvorsorge will, bekommt die Kröte Steuervorlage mitserviert.

**Die lückenloseste Kontinuität** — Die Tradition der israelfeindlichen bis antisemitischen Zwischentöne der Grünen aus dem Kanton



«Unkritische Ansprache»: Nationalrätin Kälin.

Aargau bleibt gewährleistet: Nach Geri Müller, Hisbollah-Terroristen-Versteher, und Jonas Fricker, der wegen eines Judenvergleichs zurücktrat, ist die Reihe jetzt an der nachgerutschten Nationalrätin Irène Kälin. In der Fragestunde rügte sie die Teilnahme des Bundesrates am Schweiz–Israel-Tag in Lugano und dessen «unkritische Ansprache», die mit «keinem Wort der Opfer des 70. Geburtstages Andenken und Respekt» gezollt habe. Hier ist nicht nur das Deutsch schäbig. ○

# Die Realität, die man nicht sehen will

Der Lausanner Filmemacher Fernand Melgar denunzierte auf Facebook dunkelhäutige Drogendealer in seinem Wohnviertel – und stach damit in ein Wespennest. Für die Quartierbewohner ist er ein Held, für Kulturschaffende ein Verräter. Seit Wochen ist das Thema Stadtgespräch. Von Jürg Altwegg

Schon einmal war Fernand Melgar des Faschismus bezichtigt worden. 2011 zeigte er am Filmfestival von Locarno seinen Dokumentarfilm «Vol spécial» über das Asylzentrum an der Piste des Genfer Flughafens, von dem aus die Migranten in Handschellen zum Flugzeug und mit diesem in das Land ihrer Herkunft verfrachtet werden. Den Vorwurf formulierte ausgerechnet Jurypräsident Paulo Branco: «Obszön» sei die Dokumentation, in der Melgar die Haft «in einem Vier-Sterne-Gefängnis» zeige. «Er macht mit den Henkern gemeinsame Sache», ist ein «Komplize der Institutionen», wettete Branco.

Tatsächlich war es Fernand Melgar gelungen, das Vertrauen von Wächtern, Helfern und Polizisten zu gewinnen, die im Film zu Wort kommen. Melgar zeigt, dass sie nicht von vornherein Unmenschen sind. Klinisch, neutral, möglichst unbetroffen hat der Regisseur gefilmt. Der Verzicht auf Vorwürfe und moralische Empörung machte die Dokumentation nur noch beklemmender. Wochenlang dauerte die Polemik, aber letztlich ging Melgar mit Unterstützung der Schweizer und der internationalen Presse – scheinbar – als Sieger aus ihr hervor.

Drei Jahre zuvor hatte Melgar für «La Forteresse» über das Leben der Asylbewerber und die Verfahren zu ihrer Aufnahme in Locarno den Goldenen Leoparden bekommen – nach vielen Auszeichnungen und Preisen an internationalen Festivals. Im Waadtland ist er mit hohen Ehrungen bedacht worden. Seine Biografie und sein Werk machten ihn zur Ikone der linken und engagierten Kultur. Melgar entstammt einer Familie spanischer Anarchisten, die 1930 nach Marokko ins Exil ging. Er wurde 1961 in Tanger geboren. Er kam mit seinen Eltern, die als Saisoniers arbeiteten, in die Schweiz. Mit seiner Schwester lebte er versteckt in einer Wohnung in Chavannes. Seit den achtziger Jahren arbeitete er für das Westschweizer Fernsehen. Er hat spektakuläre Filme über die Saisoniers (am Beispiel seiner Eltern) und die versteckten «Kinder im Kasten» gedreht. Sein jüngstes Werk, ein Film über die Integration behinderter Kinder, wurde zur Eröffnung der diesjährigen Solothurner Filmtage gezeigt.

Jetzt steht er im Verdacht, ein Fremdenfeind zu sein. Der Skandal nahm Ende Mai seinen Anfang: Auf Facebook veröffentlichte Fernand Melgar Fotos von Dealern und warf ihnen vor, in seinem Lausanner Quartier Drogen an Schüler zu verkaufen. Der Shitstorm ist gewaltig. Es hagelt seither Beleidigungen und Beschimp-



«Wundersame Renaissance meines Quartiers»: Regisseur Melgar.

fungen. In der Zeitung *24 heures* rechtfertigte Melgar sein Vorgehen. Er erwähnte den Sohn seiner Nachbarn, der im Alter von achtzehn Jahren an einer Überdosis starb – er hatte seine ersten Drogen nach der Schule gekauft. Seine Facebook-Aktion verglich Melgar mit seiner Arbeit als Dokumentarfilmer: Sie zeigt die Realität, die man nicht sehen will. Mit Reportern des Fernsehens durchstreifte er danach sein Quartier. Die Passanten reagieren mit fanatischer Zustimmung oder mit manchmal genauso heftiger Ablehnung. Im rot-grünen Lausanne hat Melgar in ein Wespennest gestochen. Das Thema ist seit drei Wochen Stadtgespräch.

## Lehrauftrag an Uni verloren

Ganz besonders eifrig hat sich ein Student der Genfer Kunsthochschule HEAD, an der Melgar ab Herbst Gastvorlesungen halten sollte, mit dem Cineasten angelegt. «Zum Kotzen» seien sein «Populismus» und seine «Einseitigkeit». Auch seine «Methode als Dokumentarfilmer» kritisiert der Student, der sich nicht auf seinen zukünftigen Professor freut: Er habe zwar noch nie einen Film von ihm gesehen, «aber davon gehört». Irgendwie ist Melgar den Fluch des Faschismusvorwurfs doch nicht losgeworden. Zum Gespräch mit dem Studenten wird es nicht mehr kommen: Lehrer, Schüler und der Leiter der Abteilung Film der HEAD haben eine Petition lanciert, die auch von führenden welschen Filmemachern wie Lionel Baier, Jean-Stéphane Bron und Nicolas Wadimoff unterschrieben wurde. Melgar

habe «mit dem Finger in unehrlicher Weise auf nicht bewiesene und schlecht dokumentierte Fakten gezeigt». Sie werden aufgezählt: «Es ist nicht erwiesen, dass die Dealer an Schüler verkaufen, dass sie Jugendliche mit Geschlechtskrankheiten anstecken und von der Mafia aus Westafrika nach Lausanne geschickt wurden.» Mit seinen Vorwürfen verstärkte er die herrschende Fremdenfeindlichkeit.

Die wird wohl eher durch das systematische Wegschauen gefördert und durch die Verklärung der kleinen, harmlosen Dealer zu Proletariern des Drogenhandels, die nie und nimmer Schulkinder in Versuchung führen würden. An Melgars Verhalten kann man allenfalls die Veröffentlichung der Fotos auf Facebook als fragwürdig bezeichnen. Er beue rein gar nichts, erwiderte er den Kollegen aus der Filmbranche. «Traurig» sei er, weil er auf den Lehrauftrag verzichte: «Aber die Traurigkeit vergeht angesichts der wundersamen Renaissance meines Quartiers. Seit Montag ist kein Dealer mehr zu sehen. Die Bewohner haben nach zwanzig Jahren ihre Strassen zurückerobert. Die Terrassen werden erneut besucht. Die Geschäfte atmen. Die Senioren diskutieren auf den Trottoirs, die Kinder spielen auf der Strasse, die Nächte sind ruhig, die Frauen werden nicht mehr sexuell belästigt und wagen sich erneut in die Nachbarschaft.»

Nur – wie lange dauert die Idylle? Für den Dokumentarfilmer ist ein Happy End leider kein Thema. ○

# Ämtlijäger im Raiffeisen-Land

In der drittgrössten Bankengruppe der Schweiz herrschen Inzucht und politischer Filz. Jetzt, in der Krise, bangen viele Genossenschafter um ihre angestammten Pfründen.

Von René Lüchinger

Die genossenschaftliche Raiffeisen, die drittgrösste Bankengruppe der Schweiz und somit eine der systemrelevanten ist ein Eldorado für Ämtlijäger. Jede der 255 rechtlich selbständigen Raiffeisenbanken verfügt über einen eigenen Verwaltungsrat mit rund sechs Mitgliedern oder, je nach Grösse, auch mehr Personen. Die Regionalfürsten sitzen in den Regionalverbänden der Raiffeisenbanken, 21 an der Zahl, vom Aargauer Verband der Raiffeisenbanken über die Fédération vaudoise des Banques Raiffeisen bis zur Federazione Raiffeisen del Ticino e Moesano – sie vertreten zwischen 37 (St. Galler Verband) und drei (Urner Verband) lokale Raiffeisenbanken. Und hier, in den Präsidi der Regionalverbände, sitzen die wirklichen Platzhirsche dieser Mammutorganisation.

Einer von ihnen: Thomas Rauber, ein typischer Vertreter dieser um sich selbst kreisenden Raiffeisen-Welt. Rauber ist CVP-Politiker, Grossrat des Kantons Freiburg, Präsident der Raiffeisenbank Freiburg Ost und Präsident des Regionalverbands der Deutschfreiburger Raiffeisenbanken. Und weil dieser Mann wohl ohnehin gut gebettet ist in diesem Universum, wurde der Unternehmensberater vergangene Woche an der Delegiertenversammlung von Raiffeisen Schweiz auch gleich noch in den Verwaltungsrat der Raiffeisen-Gruppe und dort zum Präsidenten des Nominations- und Vergütungsausschusses und als einfaches Mitglied in den Risikoausschuss gewählt. Das bedeutet: Rauber hat die Geschäftsleitung in der Zentrale in St. Gallen rund um CEO Patrik Gisel zu kontrollieren, und er macht das Gleiche in einer regionalen Raiffeisenbank. Als Präsident eines Regionalverbands bestimmt Rauber mit über jene 164 Raiffeisen-Delegierten von Raiffeisen Schweiz, die wiederum den Verwaltungsrat von Raiffeisen Schweiz wählen und dem Gremium die Decharge zu erteilen haben.

## Machtverschiebung in Richtung Zentrale

Dieses Beispiel zeigt besonders deutlich, welch ein politisch-inzuchtlerischer Filz bei Raiffeisen herrscht. Hinzu kommt: Kein Aussenstehender weiss, wie die Liste der 164 nationalen Delegierten zustande kommt. Die Personenaufstellung ist geheim, was dem politischen Postenschacher Tür und Tor öffnet. Etliche dieser Delegierten sind zudem bei mitunter kleinen Raiffeisenbanken angestellt.



Kulturkampf: Interimspräsident Gantenbein.

Oder sie sitzen in deren Verwaltungsräten und bieten nicht in jedem Falle Gewähr dafür, dass sie die bisweilen komplexen Vorgänge in der Zentrale wirklich auf Augenhöhe beurteilen können. Im Grunde ist die Raiffeisen, eine Bank mit 164 Milliarden Franken Kundeneinlagen und 173 Milliarden Franken Hypotheken, eine Blackbox. Spasshaft pflegte der langjährige, allmächtige Raiffeisen-CEO Pierin Vincenz zu sagen, er habe 255 Chefs – die Spitzen der regionalen Raiffeisenbanken. Die Frage ist wohl eher: Wie konnte er dieses amorphe Gebilde über so lange Jahre derart dominieren?

Es gibt viele Geschichten, die im Raiffeisen-Universum darüber erzählt werden. Etwa die natürliche historische Entwicklung der Raiffeisen-Gruppe: Im Jahre 1920 existierten 250 selbständige Raiffeisenkassen in der Schweiz – ungefähr so viele wie heute. Die Zahl der eigenständigen Banken schnellte bis 1986 auf 1229 hinauf und schrumpfte nach der ersten grossen Fusionswelle bis 1999, dem Jahr, als Vincenz die Geschäftsleitung übernommen hatte, auf 582 Banken mit insgesamt 1300 Geschäftsstellen. Jeder dritte Bankschalter im Land war von Raiffeisen. Im Zuge dieser Entwicklung wurde auch der traditionelle Ver-

bandtag abgeschafft, bei dem jede Raiffeisenbank vertreten war. Ersetzt wurde diese Zusammenkunft durch die heutige stark verkleinerte Delegiertenversammlung – eine Machtverschiebung in Richtung Zentrale.

## Das «rote Politbüro»

Es gibt auch andere Geschichten. Etwa jene von der gemeinsamen IT, die notwendig war, um die Bank in die Zukunft zu führen, die aber die Regionalbanken an die Zentrale gekettet hat. Es ging um das Know-how für moderne Finanzanlagen, das in der Genossenschaftsbank nicht vorhanden war und das Vincenz durch Personal aus den Grossbanken in die Raiffeisen-Gruppe geholt hat. Manch ein Genossenschafter hat dabei in Erinnerung, dass der Chef selber einst beim Schweizerischen Bankverein (SBV) von einer Grossbank geprägt worden war. Weitere Geschichten, die kolportiert werden, erzählen davon, dass die Zentrale mitunter Einfluss genommen hat auf die Personalpolitik von Raiffeisenbanken draussen im Lande, dass zuweilen Revisoren vorbeigeschickt wurden, wenn Ver-

dacht bestand, dass in den Regionen zum Rechten geschaut werden musste. Solange aber Pierin Vincenz bei Raiffeisen auf der Erfolgswelle ritt, wagte keiner aufzumucken.

Als Vincenz auf dem Zenit seiner Macht stand, leistete er sich im Zentrum von St. Gallen einen Teppich im Rot seiner Raiffeisen als sichtbare Trophäe dafür, dass der Kulturkampf zwischen dezentralen Genossenschaftern und modernen Zentralisten innerhalb der Bank gewonnen war. Zugunsten Letzterer, zugunsten von Pierin Vincenz. 2005 wurde die blutrot getränkte öffentliche Stadtlounge rund um das Raiffeisen-Headquarter in der Gallusstadt eingeweiht. «Eine städtebauliche Ikone», frohlockte damals die Jury. Kriert hatten sie Pipilotti Rist, die weltbekannte Künstlerin, und der Architekt aus der Nachbarschaft, Carlos Martinez aus Berneck, beide mit Rheintaler Wurzeln. Weitläufigkeit, Nähe, Verankerung – diese Raiffeisen-Werte sollten hier wohl farblich passend in Szene gesetzt werden.

Für manchen Genossenschafter draussen im Lande war diese Zentrale jedoch schon damals nur das «rote Politbüro», das Herkunft, Idee und Ideale von Raiffeisen mit Füssen trat. Jetzt, da der allmächtige Pierin Vincenz weg ist und

sich die Geburt des Genossenschaftsgründers Friedrich Wilhelm Raiffeisen zum 200. Male, dessen Tod zum 120. Male jährt, will die Basis wohl nicht zufällig verlorengegangenen Einfluss zurückgewinnen.

Einer der Wortführer ist Marc Kaeslin, Präsident der Raiffeisenbank Horw LU, Rechtsanwalt in Luzern. Bereits seit knapp zwei Jahrzehnten führt er die strategischen Geschicke einer typischen Raiffeisenbank auf dem Lande: Die Bank sponsert selbstverständlich den Skiclub Horw, den Handballverein TV Horw und den FC Horw. Und natürlich ist Kaeslin lange Jahre auch einer jener 164 Delegierten gewesen, die der Zentrale auf die Finger schauen sollten. So weit ist dies eine typische Raiffeisen-Karriere. Vergangenes Jahr jedoch ist er als Delegierter von Raiffeisen Schweiz zurückgetreten. Aus Protest. Er hat kein Vertrauen mehr, dass dieses Gremium die derzeitige Krise zu meistern vermag. Viele Delegierte seien als Arbeitnehmer bei Raiffeisenbanken abhängig von der Zentrale oder es auch schlicht nicht gewohnt, strategische Entscheidungen auf der Stufe einer systemrelevanten Bankengruppe auf Augenhöhe mit der Zentrale zu fällen. Jetzt, da der grosse Vorsitzende Vincenz nicht mehr da ist, wirken die Zentrifugalkräfte aus dem Untergrund der Genossenschaftsbank.

### Kampfansage an die Platzhirsche

Marc Kaeslin will zurück in die Zukunft mit der Formel «one bank, one vote». Jede der Raiffeisenbanken soll selber bestimmen können, wer aus ihrem Kreis fähig und unabhängig genug ist, um die Interessen bei ihrer zentralen Gesellschaft Raiffeisen Schweiz zum Wohl der Gruppe wahrzunehmen – so wie das einmal gewesen war. «Praktisch beherrschen seit einigen

Jahren nicht mehr die Raiffeisenbanken als Eigentümer die Zentrale, sondern die Zentrale beherrscht zunehmend die Eigentümer, die Raiffeisenbanken», sagt er. Das bedeutet für ihn, dass nun neues, unbelastetes Personal in Verwaltungsrat und Geschäftsleitung von Raiffeisen Schweiz gelangen sollte. Und das heisst für ihn auch, dass der Einfluss der Basis auf die Strategie von Raiffeisen Schweiz zu stärken ist. «Ein Kauf einer Noten-stein oder irgendwelcher Beteiligungen könnte so von einer aus dem Ruder laufenden Geschäftsleitung nicht mehr einfach angedacht und vor allem von einem schwachen Verwaltungsrat nicht mehr einfach durchgewinkt werden», meint Marc Kaeslin.

Das ist eine Kampfansage an die Platzhirsche in den Regionalverbänden, deren Einfluss so beschnitten würde: Wenn zukünftig jede Genossenschaftsbank ihren eigenen, autonom ausgewählten Vertreter an die Delegiertenversammlung schicken würde, wäre Schluss mit dem heute auf derart verschlungenen Wegen funktionierenden Auswahlverfahren, das tendenziell der Zentrale nützt. Eine Kampfansage bedeutet dies aber auch für den interimistischen Verwaltungsratspräsidenten Pascal Ganzenbein, der sich von einer ausserordentlichen Delegiertenversammlung im kommenden November definitiv im Amt bestätigen lassen will.

Und für Patrik Gisel, den CEO und Zögling von Vincenz, der hofft, seinen Job über die Zeit retten zu können. Es gibt halt viele Ämtli im Raiffeisen-Land, die keiner freiwillig aufgeben will.

Schliesslich ist da auch noch die Finanzmarktaufsicht Finma, die Raiffeisen aufgefordert hat, die Umwandlung der Genossenschaftsbank in eine Aktiengesellschaft zu prüfen. Dies könnte sich zu einem sehr gefährlichen Unterfangen für alle Ämtli-jäger auswachsen – eine Raiffeisen Schweiz als Aktiengesellschaft könnte, zu Ende gedacht, auch bedeuten, dass die Banken in den Regionen zu gewöhnlichen Tochtergesellschaften der Zentrale in St. Gallen würden. Eigene Aufsichtsgremien würden dort dann nicht mehr benötigt, was für über 1500 stolze Verwaltungsräte draussen im Lande das Aus bedeuten würde.

Im Grunde ist dies eine Geschichte voller Ironie. Jetzt, da der machtbewusste Pierin Vincenz nicht

mehr den Daumen auf Raiffeisen halten kann, stellt sich für die 1,9 Millionen Raiffeisen-Genossenschafter plötzlich die Frage, ob die Bank ihre über hundertjährige Rechtsform behalten kann, wenn die Finanzmarktaufsicht nun Kontrollmechanismen fordert, wie sie in Aktiengesellschaften gelten. Sollte die Tradition aufgeweicht werden, wäre auch die so sorgsam gepflegte Jagd auf Raiffeisen-Pöstchen aus der Zeit gefallen. ○



Raiffeisen-Hauptsitz in St. Gallen.

«Die Zentrale beherrscht zunehmend die Eigentümer, die Raiffeisenbanken.»



Politisch-inzüchtlerischer Filz: CVP-Mann Rauber.



Teppich als Trophäe: Ex-Präsident Vincenz.



Spiel auf Zeit: CEO Gisel.

# Im Hamsterrad

Alle reden von Gleichberechtigung. Geht es um die Scheidung, sind es in der Regel noch immer die Männer, die zur Kasse gebeten werden. Das zeigt die Geschichte eines Mannes, der seit mehr als sechs Jahren in einem Scheidungskrieg feststeckt. Von Katharina Fontana und Dorian Stroligo (Illustration)



«Ich bin die Cash-Maschine und der Babysitter, sie ist der Jetsetter.»

Der Mann, den wir in Zürich treffen und der uns seine Geschichte erzählen will, sieht aus wie einer der vielen Geschäftsleute, die mittags unterwegs sind – gut angezogen, gross, attraktiv. Man würde nicht denken, dass der 45-Jährige privat «durch die Hölle» geht, wie er erzählt, und seit Jahren in einer nervtötenden Kampfscheidung steckt, die für ihn zur «Armutsfalle» werde. David, wie wir ihn nennen wollen, stammt aus den USA und ist Anwalt. In seiner Heimat hatte er zunächst sein privates Glück gefunden, seine Frau getroffen, sich verliebt, verlobt, schnell geheiratet. Doch schon bald nach der Heirat Ende 2005 hing der Himmel nicht mehr voller Geigen. Seine Frau habe ein Partyleben führen wollen und das Geld mit vollen Händen ausgegeben, erzählt er. Die Streitigkeiten nahmen zu. 2007 zog das Paar in die Schweiz, nach Zürich, wo David eine lukrative Stelle als Berater bei einer grossen Versicherung antrat und viel Zeit auf Geschäftsreisen im Aus-

land verbrachte. Seine Frau habe sich in Zürich wohl gefühlt, andere Expat-Frauen als Freundinnen gefunden und oft Party gemacht. Gearbeitet habe sie nicht, nur hin und wieder gejobbt, und mehr Geld ausgegeben, als er es sich habe leisten können, sagt David. Die Folge waren Schulden.

2009, als die Ehe schon sehr tiefe Risse hatte, kam die gemeinsame Tochter auf die Welt – ein ungeplantes Ereignis. Kurze Zeit später habe ihm seine Frau mitgeteilt, dass sie ein anderes Leben führen wolle, ohne Mann und Kind, und sei für mehrere Wochen Hals über Kopf in ihre alte Heimat gereist. Da sei für ihn klar gewesen, dass die Ehe definitiv zu Ende sei und nur noch die Scheidung bleibe.

## Hypothetisches Spitzensalär

So weit, so normal. Die Liebe kann vergehen, die Beziehung nicht mehr zu retten sein. In einem solchen Fall bleibt der Weg zum Anwalt,

man regelt das Getrenntleben, reicht die Scheidung ein, und die Ex-Partner gehen ihrer Wege. Doch so einfach, wie es in der Theorie tönt, ist es in der Praxis häufig nicht. Denn eine Scheidung führt noch lange nicht zum sauberen Bruch zwischen Mann und Frau, wie es eigentlich der Philosophie des Scheidungsrechts entspricht. Vielmehr kann sie für Männer, die eine traditionelle Beziehung geführt haben und für das Eheleben immer allein aufgekommen sind, finanziell bedrohlich werden. Und zwar in einem Ausmass, das sich mit dem Gleichberechtigungsgedanken doch nur schwer verträgt und auch kaum mit dem Vertrauensschutz in der Ehe gerechtfertigt werden kann.

Bei David ging mit der Trennung der Streit ums Geld los. Die Frau verlangte einen Betrag für ihren persönlichen Unterhalt, der David viel zu hoch erschien. Parallel zu seinen privaten Problemen musste der Anwalt einen beruflichen Abstieg hinnehmen. 2014 wurde er bei der Versicherung entlassen. Anschliessend kam er temporär bei einer Grossbank unter, war dann erneut ohne Stelle und bezog Arbeitslosengelder. Anfang 2018 fand er, nach langem Suchen, wieder eine Tätigkeit bei einer anderen Grossbank. Sein neuer Job sei mit den Positionen, die er früher innegehabt habe, aber nicht zu vergleichen, betont David. Er habe heute keinen Titel mehr, sei im Projektmanagement tätig, als Experte für allerlei. Wie lange er dort bleiben könne, wisse er nicht. Wieder eine Führungsposition im Bereich Compliance and Risk zu finden, sei ausserordentlich schwierig. Die Konkurrenz sei sehr gross, es gebe hervorragend ausgebildete Schweizer, Deutsche oder Italiener, was es für ihn als Amerikaner nicht einfacher mache.

Bei den Richtern fand er mit diesem Argument aber kein Gehör. Das Zürcher Obergericht stellte sich in seinem Urteil vom Mai 2017, als es um die vorsorglichen Massnahmen der Ehescheidung ging, auf den Standpunkt, dass es dem Mann möglich sein müsse, nach einer gewissen Übergangszeit wieder eine ähnlich gutdotierte Stelle wie früher zu finden und 20 000 Franken monatlich zu verdienen. Das Gericht anerkannte zwar, dass die Jobsituation in der Banken- und Versicherungsbranche schwierig sei und Stellen, bei denen man derart gut verdient, dünn gesät seien. Doch laut den Erhebungen des Bundesamts für Statistik liege ein Monatslohn von 20 000 Franken für jemanden wie David im Rahmen des Möglichen, heisst es im Urteil. Deshalb sei bei der Berech-

nung der Alimente von diesem hypothetischen Einkommen auszugehen, was heisse, dass David der Ehefrau rund 7000 Franken und der Tochter monatlich knapp 2000 Franken überweisen müsse.

«Einen solchen Betrag kann ich bei meinem jetzigen Lohn nicht zahlen, dann bleibt mir kein Geld mehr für die Abzahlung der ehelichen Schulden, die Steuerrechnung oder die Miete. Und ob ich je wieder einen 20 000-Franken-Job finden werde, ist sehr ungewiss», sagt David. Besonders stossend findet er, dass das Gericht ihm ein hypothetisches Spitzeneinkommen anrechnet, bei der Frau aber kaum hinschaut. Tatsächlich lassen die Richter gegenüber der Ehefrau viel Wohlwollen walten. Sie halten es laut Urteil zwar für zumutbar, dass die heute 49-Jährige an drei Tagen, also zu 60 Prozent, arbeitet – zumal die neunjährige Tochter neben der Schule vier Tage im Hort betreut wird, so dass die Zeit für eine Arbeitstätigkeit durchaus vorhanden wäre. Gleichzeitig wird aber akzeptiert, dass die gutausgebildete Frau sich nicht nach einer geeigneten Teilzeitstelle umtut, sondern angibt, sie verdiene lediglich 2500 Franken im Monat; mehr gehe nicht.

Dass dem so ist, daran hat David seine ernsthaften Zweifel. Seine Frau reise dauernd in der Weltgeschichte umher, von einer Trendstadt zur anderen, von einer Party zur nächsten, und stelle entsprechende Bilder von sich ins Netz,

erzählt David. Daneben arbeitet die Amerikanerin als Filmregisseurin und war jüngst in einem von ihr mitproduzierten Dok-Film im Schweizer Fernsehen zu sehen. Sie müsse deutlich mehr Geld zur Verfügung haben, als sie gegenüber dem Gericht deklariert habe, sonst könnte sie sich diesen aufwendigen Lebensstil schlichtweg nicht leisten, ist der Noch-Ehemann überzeugt. «Doch bei ihr kontrolliert das niemand.»

### Zahlen oder auswandern

Komplett ungerecht findet es David auch, dass er die gemeinsame Tochter neben seinem 100-Prozent-Job zwar zur Hälfte betreut – was das Zürcher Obergericht in seinem Urteil ausdrücklich anerkennt –, sich das bei den Unterhaltszahlungen für das Kind aber nicht auswirkt. Sein Argument, dass er angesichts der geteilten Obhut gerne einen Tag weniger arbeiten und im Gegenzug weniger Unterhalt zahlen möchte, wurde abgewiesen: Dem Mann sei es «ohne Weiteres möglich und auch zumutbar, zu 100 Prozent zu arbeiten und daneben seine Tochter an den vereinbarten Tagen zu betreuen», heisst es im Urteil lapidar. Zwar wirft das Obergericht bei dieser Gelegenheit die Frage auf, ob nicht auch die Mutter etwas mehr zu ihrem Lebensunterhalt beitragen könnte, geht der Sache dann aber nicht nach. «Ich bin die Cash-Maschine und der Babysitter, sie ist

der Jetsetter», meint David trocken. Wenn seine Ex-Partnerin, ohne zu arbeiten, so viel Geld von ihm erhalte, habe sie keinerlei Anreiz, eine Stelle anzunehmen. Die Situation sei kafkaesk – und dies alles, weil er die falsche Frau geheiratet habe und die Justiz ihn als Vater, der seine Tochter die Hälfte der Zeit betreue, nicht gleich behandle wie die Mutter.

Wie lange der Kampf um die strittigen Unterhaltszahlungen noch andauern wird, ist nicht absehbar. Falls er seiner ehemaligen Partnerin tatsächlich mehrere tausend Franken im Monat überweisen müsse, wie dies von ihm verlangt werde, bleibe ihm nichts mehr anderes übrig, als Privatkonkurs anzumelden und die Schweiz zu verlassen, sagt David. «Denn sonst gerate ich immer tiefer in eine Schuldenspirale und komme nie mehr frei.»

Was kann man aus der Geschichte lernen? Ein Mann, der die finanzielle Last während der Ehe alleine schultert, sollte sich von Beginn weg darüber im Klaren sein, dass er diese Rolle auch nach der Scheidung kaum je wieder loswird. Er bleibt vielfach nolens volens der Ernährer seiner Ex-Partnerin, und zwar über Jahre hinweg, selbst wenn er beruflich absteigt. Die Geschichte zeigt zudem, dass eine nicht berufstätige Frau, die den finanziellen Schutz überstrapaziert, den ihr die Institution der Ehe richtigerweise bietet, auch heute noch immer auf viel Verständnis der Gerichte zählen kann. ○



Meister  
Werk

## Il Bruciato 2016

*Bolgheri doc*

*Tenuta Guado al Tasso – Marchesi Antinori,  
Toscana*

Sonnenglut der Maremma.  
Exaltierendes Fruchtbouquet.  
Maskuline Struktur, langes Finale.  
Verleitet zum Träumen.

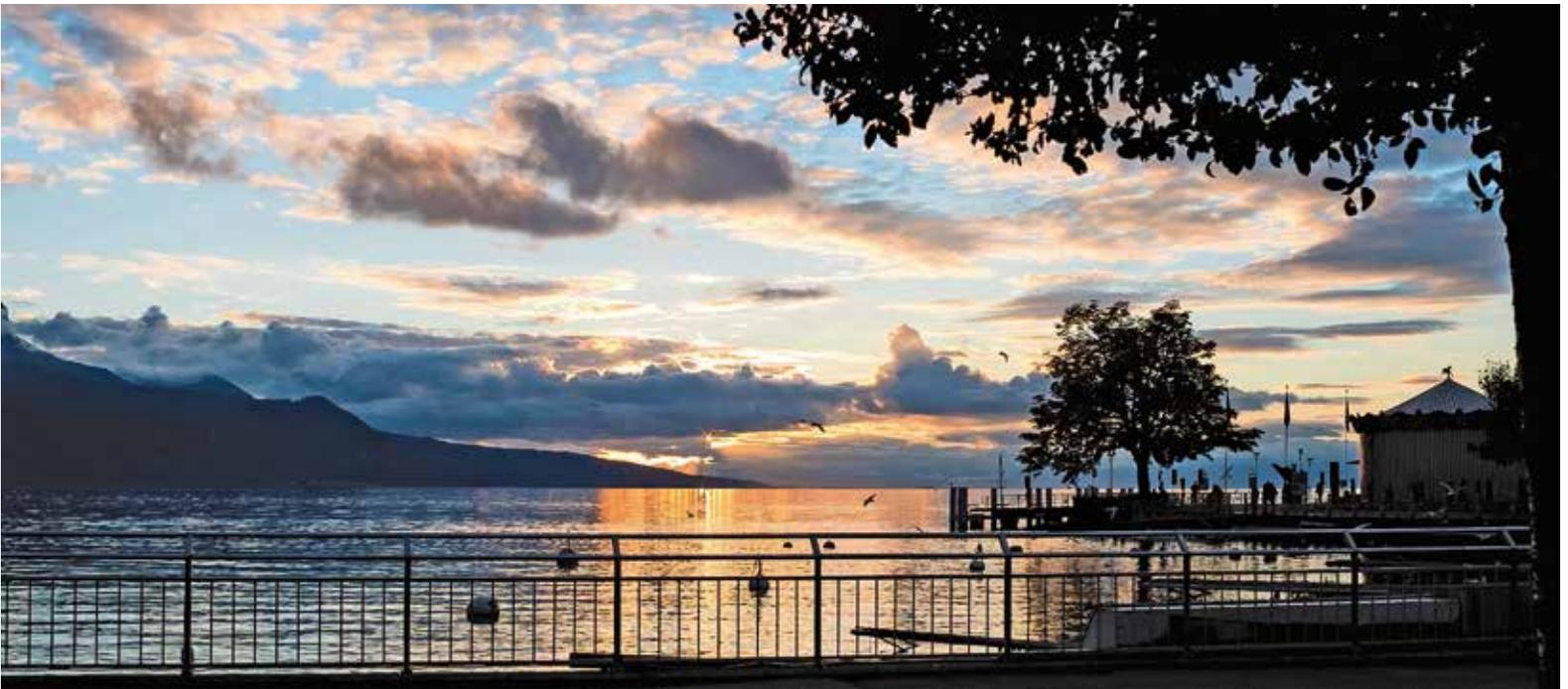
*Bindella*

CHF **18.40** netto  
statt 23.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf [bindella.ch](http://bindella.ch)  
Gültig bis 15.07.2018

*Bindella*  
la vita è bella





*Gestörtes Idyll: Ufer bei Vevey, wo die Tote gefunden wurde.*

## Tod im Genfersee

In Vevey sind vier Asylbewerber inhaftiert worden, weil sie sich mit einer stark betrunkenen Transsexuellen sexuell vergnügt hatten, die später tot aufgefunden wurde. Den Männern wird unter anderem unterlassene Hilfeleistung vorgeworfen. *Von Michael Baumann*

Deutschland hat den Fall Susanna: Das vierzehnjährige Mädchen wurde in Wiesbaden vergewaltigt und getötet, mutmasslich von einem irakischen Asylbewerber, was die deutsche Politik bis in die Schwesterparteien CDU und CSU hinein erschüttert. Einmal mehr wird über das Thema Flüchtlinge diskutiert und darüber, warum Personen mit einem abgelehnten Asylantrag nicht schneller ausgeschafft werden. Nach der Tat konnte es dann allerdings nicht schnell genug Richtung Heimat gehen. Der zwanzigjährige Iraker reiste zusammen mit seinen Eltern und fünf Geschwistern fluchtartig über Istanbul nach Erbil ab. Mittlerweile ist der mutmassliche Täter zurück in Deutschland, die Tötung hat er gestanden, die Vergewaltigung nicht. Ein zuerst ebenfalls verdächtiger 35-jähriger Asylbewerber aus der Türkei wurde mittlerweile wieder freigelassen.

### Lebloser Körper treibt im Wasser

In der Schweiz hat sich im Frühling ein Fall mit einigen Parallelen ereignet, der allerdings in der Politik und auch in den Medien weit weniger hohe Wellen warf. Als am Samstagmorgen, 10. März dieses Jahres, ein Spaziergänger von der Uferpromenade in Vevey VD aus kurz vor sieben Uhr auf das Wasser hinausblickte, wurde das gewohnte Idyll jäh gestört: Unweit des Ufers trieb ein lebloser Körper im



*Die 27-jährige Walliser Transsexuelle.*

See. Die sofort alarmierte Kantonspolizei Waadt bot die Seebrigade auf, welche die Leiche mit einem Boot barg, wie Mediensprecher Arnold Poot später zu Protokoll gab. Bis die tote Person identifiziert werden konnte, dauerte es ein paar Tage. Dann stand fest: Es handelt sich um eine 27-jährige Schweizer Transsexuelle, die aus dem Unterwallis

stammte und in Vevey wohnhaft war. Ein wohl ohnehin schon nicht einfaches Leben hat im Genfersee ein tragisches Ende gefunden.

Gemäss Angaben der Polizei starb die junge Frau in der Nacht von Freitag auf Samstag. Weil die genauen Todesumstände noch unklar waren – war es ein Unfall, ein Suizid oder ein Delikt? –, suchte die Polizei nach Zeugen. In den Fokus der Ermittlungen der Staatsanwaltschaft gerieten bald vier Asylbewerber, die schliesslich im April wegen starker Verdachtsmomente verhaftet wurden. «Mehrere von ihnen hatten sexuellen Kontakt mit der jungen Frau, die sich bereits in einem stark ange-trunkenen Zustand befand», erklärte die Staatsanwaltschaft unter der Leitung von Stephan Johner. Und weiter: Die DNA-Spuren würden beweisen, dass die sexuellen Handlungen in der Nacht stattgefunden hätten, in der die Transsexuelle, in deren Körper auch Kokain und eine Überdosis an Antidepressiva festgestellt wurden, gestorben sei.

### Eingeschränkte Urteilsfähigkeit

In der Zwischenzeit ist mehr und mehr zum Fall im Waadtland bekanntgeworden. Wie verschiedene Medien berichteten, stammen die vier verdächtigen Asylbewerber im Alter von 27 bis 32 Jahren, die wegen Flucht- und Verdunkelungsgefahr immer noch in Untersuchungshaft sitzen, aus Nordafrika. Zwei der Maghrebi-

ner sind Algerier, und je einer ist Marokkaner beziehungsweise Tunesier. Gegenwärtig werden die Tatverdächtigen wegen sexueller Handlungen mit einer Person beschuldigt, deren Urteilsfähigkeit eingeschränkt war und die nicht mehr im Stande war, sich zur Wehr zu setzen. Noch immer ungeklärt ist die genaue Todesursache. Den Asylbewerbern wird aber unterlassene Hilfeleistung vorgeworfen. Dazu kommt als Tatbestand der Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz.

An ihrem letzten Abend hielt sich das spätere Opfer in der Nähe des Etablissement Vaudois d'Accueil des Migrants (EVAM) an der

### «Mehrere von ihnen hatten sexuellen Kontakt mit der jungen Frau.»

Avenue du Général-Guisan, des Asylbewerberheims in Vevey, auf. Dabei wurde die 27-Jährige von verschiedenen Zeugen gesehen; sie soll die Männer angeblich auch provoziert und anzüglich angemacht haben, weshalb offiziell nicht von einer Vergewaltigung gesprochen wird. Zunächst näherten sich zwei Asylbewerber der Transsexuellen und machten sich dann zusammen mit ihr auf, um in einem nahegelegenen Geschäft Alkohol zu kaufen. Das Trio wurde dabei von einer Überwachungskamera erfasst. Anschliessend sollen sich die drei zum Seeufer begeben haben, wo sie einen Joint rauchten. Später schlossen sich noch die beiden anderen Maghrebiner der Gruppe an.

### DNA unter den Fingernägeln

Zu den sexuellen Handlungen kam es dann in der Nähe einer Diskothek. Wie sich später herausstellte, hatten mindestens zwei der Asylbewerber Sex mit der stark betrunkenen Transsexuellen. An ihren Geschlechtsteilen und unter ihren Fingernägeln wurden Samenflüssigkeit und DNA der beiden Männer sichergestellt. Ein dritter Nordafrikaner steht auch unter Verdacht, mit der Frau sexuelle Kontakte gehabt zu haben, obwohl sich von ihm weder Sperma noch DNA am Körper des Opfers finden liess. Er wurde aber von den anderen Männern beschuldigt, wollte aber, wie er später einräumte, die Frau nur geküsst und an den Brüsten berührt haben. Der vierte Mann soll seine Kollegen zu den sexuellen Handlungen gedrängt haben.

Einer der Verhafteten beschäftigt den Justizapparat zusätzlich, indem er Ende April durch seinen Pflichtverteidiger gegen die Haft appellierte. Mitte Mai lehnte das Berufungsgericht des Kantons Waadt die Klage ab. Der Anwalt soll allerdings laut Staatsanwalt Johner angekündigt haben, beim Bundesgericht vorstellig zu werden, um seinen Mandanten freizubekommen. ○

## Gegenrede

# Generation mutig

**Vollkommen zu Unrecht wurde die Generation Z, zu der ich gehöre, in der Weltwoche als «Generation harmlos» verballhornt. Wer uns so missachtet, versteht leider vieles nicht. Von Yaël Meier**

**M**utig, clever und weltverändernd. So würde ich meine Generation beschreiben. Als Digital Natives mussten wir uns von Geburt an in einer digitalen Welt zurechtfinden. Wir sind mit dem Internet aufgewachsen – mit all seinen Möglichkeiten und Tücken.

Die sozialen Medien werden von jenen, die sie nicht verstehen, oft schlechtgemacht. Sie seien oberflächlich und ihre Nutzer Kinder, welche aus Naivität die Gefahren nicht einschätzen könnten. Die Jugend verblöde daran und verpasse das reale Leben, da jeder nur noch Selbstinszenierung im Kopf habe. Doch genau diese Einstellung ist unglaublich konservativ. Hat man etwa Angst vor Veränderungen?

Die sozialen Medien geben unserer Generation eine Stimme. Eine Stimme, mit der wir auf gesellschaftliche Probleme aufmerksam machen, Ungerechtigkeiten bekämpfen und die Welt zu einem besseren Ort gestalten können.

Die Jugend ist die Zukunft. Unsere Weltanschauungen werden in einigen Jahren die Politik, die Wirtschaft und das soziale Leben prägen. Meinungen und Ansichten bleiben nicht länger unbemerkt. Die gesamte Welt ist vernetzt. Solidarische Gedanken verbreiten sich rasend schnell, öffnen Augen und bewegen die Leute.

### Geborene Techies erfreuen die Wirtschaft

Vor allem junge Menschen lehnen sich mehr und mehr gegen herrschende Ordnungen auf. Wer weiss, vielleicht wird Rassismus irgendwann ein Fremdwort sein? Ungerechtigkeiten gegenüber Frauen kennt man dann nur noch aus Geschichtsbüchern, und Homophobie ist für jedes Kleinkind unverständlich. Eine utopische Vorstellung. Doch ich bin mir sicher, wenn jemand sie wahr werden lassen könnte, dann unsere Generation.

Was die Jugend heutzutage von jeder vorherigen unterscheidet, ist, dass immer mehr Druck auf ihr lastet. Immer mehr Leistung wird erwartet, und immer früher wird uns Verantwortung übertragen. Die Verantwortung, seine eigene Zukunft durch eine Tür zu werfen und alle anderen zu verschliessen. Zumindest fühlt es sich so an. Das setzt uns enorm unter Druck. Früher war der Vater Schreiner,

und so tat es ihm sein Junge nach. Wie soll heute ein zwölfjähriges Kind wissen, ob es lieber studieren oder eine Lehre machen will? Oder wie könnte ich mich bereits jetzt mit ganzem Herzen für eine Richtung entscheiden? Ich will doch schreiben, Schauspielerin werden, Bundesrätin und meinem Grossvater zu seinem Nobelpreis in Physik verhelfen.

### Unerschrocken in einer wirren Welt

Wir alle wollen noch so viel erreichen, denn uns wird täglich vor Augen gehalten, wie viele Möglichkeiten wir haben. Gleichzeitig pusht uns dies auch, wir sind ehrgeizig und werden viele Veränderungen bringen.

Unternehmen sehen Potenzial in jungen Leuten und erkennen, dass sie trotz ihres Alters gute Leistungen erzielen können. Das technische Verständnis der Jugend wird immer wichtiger für den Erfolg einzelner Firmen. Dies lässt sich leider nicht länger abstreiten, und trotzdem verschliessen viele ihre Augen davor. Der Onlinehandel wächst stetig, vertreibt herkömm-



Umdenken: Yaël Meier.

liche Geschäfte. Printzeitungen verkaufen sich immer schlechter. Es findet ein Umdenken statt, für das viele, vor allem ältere Menschen, nicht bereit sind. Unternehmen müssen sich neu erfinden und anpassen, um ihr Überleben zu sichern. Den Jungen ist dies längst bewusst. Sie lassen Traditionen links liegen und konzentrieren sich auf Neues. Junges Denken sollte noch mehr gesucht und ernst genommen werden.

Ich bin stolz auf meine Generation. Wir leben trotz weltweiten politischen Unruhen und einer ständig präsenten Terrorangst unerschrocken unser Leben. Wir haben kein akutes Drogenproblem, wie es bei der achtziger Jugend der Fall war, und müssen nicht ein Leben lang von unseren Zielen träumen, sondern nehmen die Zukunft unserer Welt in die Hand, damit wir erreichen, was wir uns wünschen.

Was uns in einigen Augen zur «Generation harmlos» macht, ist eigentlich ziemlich clever, ehrgeizig und mutig. Ein letzter gutgemeinter Rat: Unterschätzt uns bloss nicht!

Yaël Meier, 18, ist Schauspielerin, SRF-Mitarbeiterin und *Blick*-Redaktorin.

# Revolution im Hirn

Die Firma Klenico AG mit Sitz in Zürich liefert eine Software, die neue Wege in der psychiatrischen Diagnostik aufzeigt. Die Befunde sollen präziser, die Behandlungen effizienter werden. Die Fachwelt zeigt grosses Interesse. *Von Philipp Gut*

Der Sitz von Klenico befindet sich in unscheinbaren Büroräumlichkeiten im Technopark im Zürcher Kreis 5. Dort, in einer Umgebung, die eher studentisches Flair als den Marmorglanz tempelartiger Firmensitze verströmt, treiben Professor Damian Läge und sein kleines Team von Spezialisten eine Innovation voran, die das Zeug hat, die psychiatrische Diagnostik zu revolutionieren.

Der jüngste Schritt: Im Mai wurde nach mehrjähriger Entwicklung die Software fertiggestellt, die als Basis der Erfindung dient. Das Diagnose-Instrument soll nicht nur eine präzisere Erfassung des psychischen Krankheitsbildes von Patienten ermöglichen, sondern es bietet auch eine neuartige, umfassende Form der Darstellung aller Symptome. Wichtiger Nebeneffekt: Teure Fehldiagnosen sollen so weitgehend ausgeschaltet werden, die Behandlung soll effizienter und damit kostengünstiger werden.

Klenico ist ein Spin-off der Universität Zürich, wo dessen Kopf Damian Läge seit 2003 als Professor amtierte. Er führte die Forschergruppe für Angewandte Kognitionspsychologie. Um seine Idee zur Marktreife zu bringen, tauschte Läge seine Anstellung an der Universität Zürich gegen einen Fulltime-Job als wissenschaftlicher Leiter bei Klenico ein. Während zweier Jahre wurde Klenico als Universitätsprojekt von der Kommission für Technologie und Innovation (KTI) gefördert.

Nun geht die Firma an den Start. Zunächst konzentriert sie sich auf die Märkte Schweiz, Deutschland und Österreich. Das Potenzial scheint gross: Allein in den Ländern der sogenannten DACH-Region (Deutschland, Österreich, Schweiz) werden jährlich mehr als drei Millionen Patienten auf psychische Erkrankungen abgeklärt, Tendenz steigend. Es gibt 900 Spezialkliniken und 28000 zugelassene Behandler. Die Psychiatrie ist ein Wachstumsmarkt.

Bisher wurden psychiatrische Diagnosen meist nach dem Ausfüllen eines seitenlangen Fragebogens erstellt. Weitere Möglichkeiten bieten das Gespräch des Patienten mit dem Arzt oder verschiedene Tests, seien es Leistungstests oder Hirn-Scans. Mit Letzteren kann man die Aktivität in bestimmten Hirnregionen messen. In den vergangenen zwanzig Jahren habe die Forschung hier grosse

Fortschritte erzielt, sagt Damian Läge. Man wisse zum Beispiel, in welchen Feldern des Gehirns wir Assoziationen bilden, auch wenn der konkrete, damit verbundene Gedanke noch nicht beobachtbar ist.

Der Dichter und Naturforscher Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) hat vor 200 Jahren noch gemeint, wir dächten mit dem Herzen. Heute ist klar: Es gibt keine psychische

---

«Manchmal habe ich Angst, durchzudrehen und komplett die Kontrolle zu verlieren.»

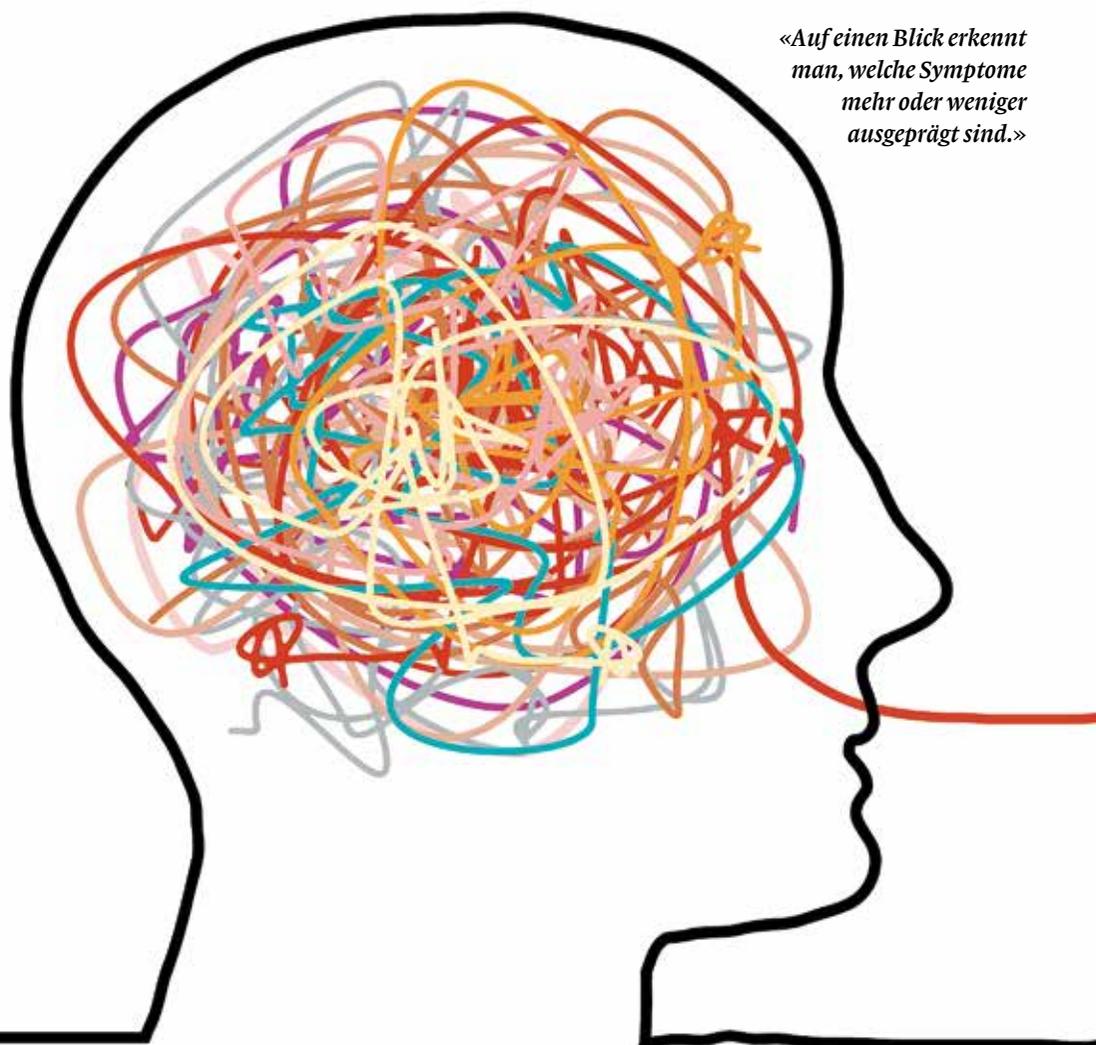
---

Regung, die nicht auch physiologisch vorhanden wäre – mit entsprechender Hirnaktivität. Aber was wir denken oder fühlen, wenn wir denken oder fühlen, kann die moderne Hirnforschung (noch) nicht sagen. Sicher identifi-

zierbar sind auf diese Weise nur mechanische Defekte, aber nicht konkrete Symptome des Erlebens – sie zu scannen, bleibt Zukunftsmusik.

## Präzise Erkenntnisse

Worin besteht nun die Neuerung, die das Zürcher Start-up bietet? Zunächst geht es um eine möglichst genaue und effiziente Erfassung der Symptome. Dazu wird der Patient zuerst online einer Selbstbefragung unterzogen. Er klickt aus einer Auswahl von einfachen Ich-Sätzen jene an, die für ihn zutreffen (zum Beispiel «Manchmal habe ich Angst, durchzudrehen und komplett die Kontrolle zu verlieren» oder «Manchmal höre ich Geräusche die andere nicht hören»). Man spricht in diesem Zusammenhang von Erlebenssymptomen. Anders als bei einem Patienten, der ein Bein gebrochen hat – was objektiv nachvollziehbar ist –, könne man einem psychisch kranken Pa-



«Auf einen Blick erkennt man, welche Symptome mehr oder weniger ausgeprägt sind.»

tienten gegenüber, der beispielsweise von Angstzuständen berichtet, nicht sagen: «Nein, du hast keine Angst», sagt Damian Läge. Diese Erlebenssymptome, die ein psychisch Kranker bei sich selber feststellt, dienen als Ausgangspunkt für die weitere Diagnose.

In einem zweiten Schritt werden die Befunde dieser Selbstanalyse im Gespräch mit dem Psychiater überprüft («validiert»). Der Fachmann baut dabei, neben seinem Wissen und seiner Erfahrung, auch auf Verhaltenssymptome wie nervöse Ticks. Der Arzt hat während dieses diagnostischen Interviews ein Tablet vor sich, auf dem er die Resultate der Selbstauskünfte des Patienten sieht. Er kann diese ergänzen und korrigieren.

Hier nun kommt die wesentliche Innovation ins Spiel: Die Symptome sind sofort auf einen Blick erfassbar – während bis anhin mehr oder weniger unübersichtliche Fragebögen oder Gesamtpunktzahlen («Summenscores») von Tests vorlagen, aus denen nachträglich nur die Schwere der Gesamtsymptomatik Symptome abgelesen wurde. Möglich machen die neue Darstellungsform die «Symptomkarten». Auf diesen ist das Krankheitsbild eines Patienten individuell, präzise und dennoch übersichtlich dargestellt.

Läge und sein Team warten dabei mit einer weiteren Neuheit auf: Sie führen erstmals die beiden massgebenden internationalen Diagnosesysteme zusammen – jenes der Weltgesundheitsorganisation und jenes der USA. Diese Systeme definieren die psychischen Krankheitsbereiche wie Essstörungen oder Depressionen. Zur Auswahl stehen 600 verschiedene Symptome und Symptomindikatoren, was die Genauigkeit der Diagnose weiter erhöhen soll.

Gleichzeitig mit der Bestimmung der individuellen Symptome wird auch der Schweregrad auf einen Blick sichtbar gemacht. Gelb steht für leicht, Orange für mittel, Rot für

schwer. Wenn wir zum Beispiel die Symptomkarte für Essstörungen nehmen, sind dort bei Patientin XY unter anderem die Symptome «Gestörte Selbstwahrnehmung», «Body-Mass-Index-Untergewicht» und «restriktives Essverhalten» rot eingefärbt, «Libidoverlust» und «übermässiger Sport» gelb. Blickt man auf die Symptomkarte, erkennt man auf einen Blick,



**Komplexe Zusammenhänge:** Erfinder Läge.

welche Symptome stark ausgeprägt und welche weniger stark oder gar nicht vorhanden sind.

### Vorteil für die Krankenkassen

Krankheitsbilder verändern sich nun aber häufig, Symptome akzentuieren sich oder schwächen sich ab. Auch diese zeitliche Dimension kann das System von Klenico erfassen und übersichtlich darstellen. Dazu dienen die «Veränderungskarten». Das funktioniert so: Die Symptome einer Krankheit werden zu einem späteren Zeitpunkt der Behandlung nochmals gemessen. Diese neuen Daten macht die Veränderungskarte auf einfache Weise sichtbar: Um die einzelnen Symptome (in Kreisform) sind etwas grössere Kreise eingetragen, wobei Grün bedeutet, dass sich das Symptom in der Behandlung verbessert hat, Rot steht für eine Verschlechterung, Grau heisst «nicht vorhanden» und Blau «neu aufgetreten».

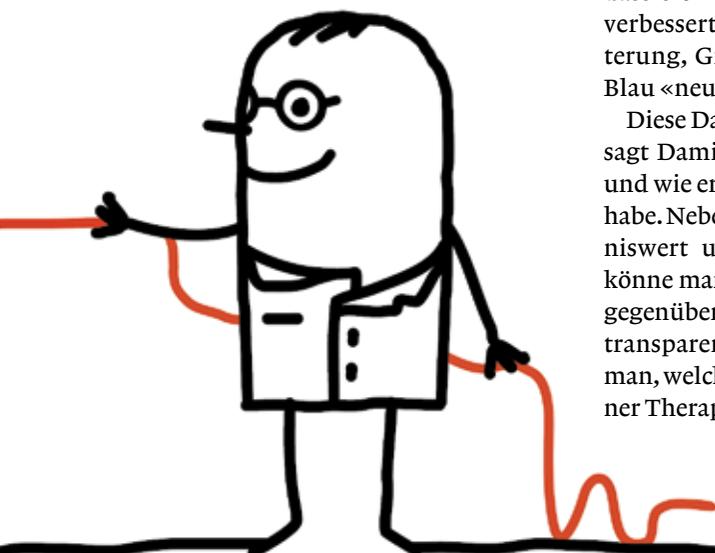
Diese Darstellungsweise habe zwei Vorteile, sagt Damian Läge: Der Arzt wisse exakt, wo und wie er den Patienten weiter zu behandeln habe. Neben dem wissenschaftlichen Erkenntniswert und dem therapeutischen Nutzen könne man so aber auch «den Krankenkassen gegenüber eine Verlängerung der Behandlung transparent begründen». Umgekehrt sehe man, welche Symptome oder Krankheiten keiner Therapie mehr bedürften.

Die gesteigerte Effizienz beginne allerdings schon bei der ersten Befragung des Patienten. Bereits bei der Selbstdeklaration am Anfang des Prozesses achte die Klenico-Software auf *smoke detectors*, Rauchmelder. Damit bezeichnen die Psychiater das Auftauchen von Symptomen, die auf eine Krankheit hindeuten. Es ist aber auch möglich, dass ein zur Behandlung erscheinender Patient sich als gesund herausstellt – dann nämlich, wenn sich bei ihm keine Rauchzeichen finden. Die Software von Klenico unterstütze die Ärzte darin, «nicht zu viel zu machen» und bei der Behandlung nicht in eine falsche Richtung zu gehen, betont Läge. Man könne mit der neuen Methode Diagnosefehler und unnötige Behandlungen leichter eliminieren. Es liegt daher auf der Hand, dass neben Ärzten und Spitälern auch Krankenkassen und Versicherungen ein Interesse an der Verbreitung der neuen Software haben könnten.

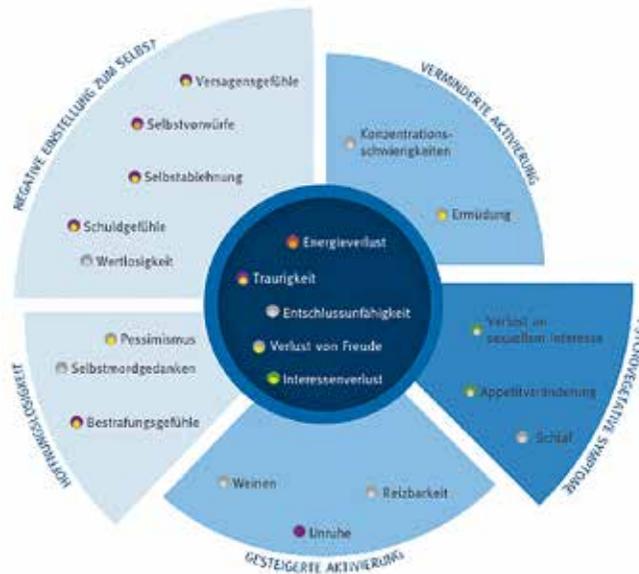
### Eine Art Röntgenbild

Zum Hintergrund ein paar Zahlen: Die Wahrscheinlichkeit jedes Menschen für eine psychische Erkrankung liegt bei 30 Prozent – was hohe volkswirtschaftliche Kosten nach sich zieht. Ein Spitalaufenthalt in der Psychiatrie kostet in der Schweiz durchschnittlich 21 000 Franken. Damit sind nur die direkten Kosten abgedeckt; nicht eingerechnet sind indirekte Kosten für Lohnausfall et cetera. Insgesamt werden in der Schweiz jährlich 8 Milliarden Franken für psychiatrisch-psychologische Betreuung ausgegeben. Weitere 8 Milliarden kosten die Krankentaggeldversicherungen. Das macht in der Summe 16 Milliarden. Zum Vergleich: Die Armee hat ein jährliches Budget von 4,7 Milliarden Franken, die Bundesausgaben für Landwirtschaft und Ernährung liegen bei knapp 3,6 Milliarden, diejenigen für Bildung und Forschung bei 7,5 Milliarden Franken.

Vom Allgemeinen zurück zum Konkreten: Wie er auf die Idee mit den Symptom- und Veränderungskarten gekommen sei, will ich von Damian Läge wissen. Dazu holt der Professor aus. Die «Modellierung von komplexen Ähnlichkeitsmodellen» gehöre zu seinen wissenschaftlichen Kerntätigkeiten, sagt er. Einfach gesagt, geht es dabei darum, die Zusammenhänge zwischen verschiedenen Datenmengen sichtbar zu machen und so darzustellen, dass die komplexen Beziehungen dahinter auf einen Blick erfassbar werden. Läge gehört zu den weltweit führenden Experten auf diesem Gebiet. Seine Arbeit habe viel mit Mathematik zu tun, erklärt er. Hinter dem, was am Ende in eine übersichtliche Darstellung münde, würden ausgeklügelte Algorithmen stehen. >>>



Karten als Endprodukt solcher Berechnungen und Modellierungen setzte Läge schon früher ein, etwa im Bereich der politischen Geografie. Zur Psychiatrie sei er via E-Learning gekommen, ein Gebiet, auf dem er Massstäbe setzte und Preise gewann. Psychiater hätten es immer mit dem ganzen Menschen zu tun, sagt er, und mit unübersichtlichen, komplexen Zusammenhängen. Deshalb sei er zur Überzeugung gelangt, dass er mit seiner Erfahrung und seinem Wissen hier helfen könne. Was er in der Grundlagenforschung erarbeitet hat, setzt er nun in die Praxis um. Läge vergleicht den Fortschritt, den die Symptomkarten in der psychiatrischen Diagnostik auslösen könnten, mit der Erfindung des Röntgenbildes für die Chirurgie.



Alle Symptome auf einen Blick: Klenico-Forschungsbefund.

### Fachwelt sehr interessiert

In der Fachwelt beobachtet man die Innovation aus der Schweiz mit Interesse. Renommierte Wissenschaftler auf dem Gebiet der Psychiatrie sehen darin grosse Chancen. Bei der Erstellung von Diagnosen gebe es einen gewissen Unsicherheitsfaktor, sagt Professor Achim Haug, Ärztlicher Direktor der Clenia-Gruppe und Professor für Psychiatrie an der Universität Zürich. Haug ist Verwaltungsrat bei Klenico und kennt das neue System im Detail. Er sieht darin gegenüber der herkömmlichen Diagnosestellung vor allem vier Vorteile: Erstens bekomme der Arzt schon viele wichtige Informationen, bevor er den Patienten sehe, und könne des-

halb gezielt vorgehen. Zweitens erhalte er ein aussagekräftiges und valides Profil einer psychischen Erkrankung, nicht bloss einen Namen wie «Schizophrenie». Drittens liessen sich mit der Software auch Veränderungen im Krankheitsverlauf feststellen und abbilden. Ein weiteres Plus sieht Haug darin, dass «die Informationen über die ganze Behandlungskette» weitergegeben werden können. So gehe das gewonnene Wissen nicht verloren, wenn ein Patient beispielsweise von der stationären in die ambulante Behandlung wechsele. Haug ist überzeugt, dass sich mit der Neuerung von Klenico die Qualität der psychiatrischen Diagnostik und Therapie verbessern lasse. Dies komme letztlich dem Patienten zugute.

Für Martin Hautzinger, Professor für Klinische Psychologie und Psychotherapie an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen, ist die Software von Klenico vor allem deshalb innovativ, weil sie automatische Entscheidungsregeln für das Vorgehen bei der Diagnose und Behandlung aufstelle, das System sei hier dem Kliniker voraus (siehe Interview unten).

Das neuentwickelte Symptomerfassungsprogramm zur Diagnoseunterstützung habe «den grossen Vorteil der direkten Online-Erhebung selbstberichteter Symptome von Patienten mittels standardisierter Fragen», sagt Professor Martin Härter vom Zentrum für psychosoziale Medizin an der Universität Hamburg. Die Darstellung der Beschwerden auf den Symptom-

karten sei «sehr gut gelungen und intuitiv gutverständlich».

Bevor es flächendeckend zur Einführung empfohlen werden könne, seien eine «externe Überprüfung der Zuverlässigkeit und Gültigkeit des Systems anhand üblicher wissenschaftlicher Kriterien sowie die Prüfung der Akzeptanz und Machbarkeit aus Sicht von Patienten und Behandlern» nötig, so Härter. Klenico ist deswegen gerade dabei, die Zusammenarbeit mit den renommiertesten psychiatrischen Kliniken im deutschsprachigen Raum zu lancieren. Erfinder Damian Läge hofft, mit dem neuen Verfahren nicht allein die Praxis verändern zu können, sondern auch der Grundlagenforschung Impulse zu geben. ○

## Forschung

### «Rasche Ergebnisse»

#### Was ist innovativ an Klenico? Antworten von Professor Martin Hautzinger.

#### Worin liegt die wichtigste Innovation des Klenico-Systems?

Innovativ ist zum einen die Nutzung moderner Medien und Techniken für die Bearbeitung und Beantwortung der Fragen. Zum anderen die Nutzung von automatischen Entscheidungsregeln über das weitere Vorgehen bei der Befragung und Diagnostik durch das System. Dies gelingt in dieser Weise kaum einem Kliniker. Der Patient beantwortet nur das, was relevant ist, aufgrund der zugrundeliegenden Empirie und klinischen Erfahrung. Zum Dritten ist die Verbindung der persönlichen Antworten mit einer sehr grossen Datenmenge im



«Auf das Nötigste beschränkt»: Hautzinger.

Hintergrund innovativ. Ferner bekommt der Kliniker rasch relevante Ergebnisse mit Bezug zu den Vergleichswerten im Hintergrund. Das System ist transdiagnostisch, das heisst, es erlaubt, unabhängig von der Diagnosekategorie zu messen und zu evaluieren.

#### Inwiefern bringt die Erfindung die psychiatrische Diagnostik vorwärts?

Sie ist zuverlässig, schnell, normativ, leicht zu handhaben, strukturiert, patientengerecht, da auf das Nötigste beschränkt, wenig anfällig für Störung und Verfremdung.

#### Können Sie sich vorstellen, die neue Software in Ihrer Klinik zu verwenden?

Ja, wir sind gerade dabei, sie bei uns in der Ambulanz zu implementieren. Es ist ferner geplant, das System auch in unserer Tagesklinik einzusetzen.

#### Sehen Sie auch Nachteile oder Risiken?

Ich sehe keine Risiken oder Nachteile, die über das Risiko jeder Untersuchung und Diagnostik hinausgehen. Ergebnisse zu hören und verarbeiten zu müssen, kann belasten, doch das gilt auch für die übliche klinische Diagnostik, für Interviews und jeden Fragebogen. Für Forscher besteht gegenwärtig der Nachteil darin, dass Klenico natürlich noch nicht international bekannt und verbreitet ist. Das Copyright ist strikt.

Martin Hautzinger ist Professor für Klinische Psychologie und Psychotherapie an der Eberhard Karls Universität in Tübingen und zählt zu den Koryphäen seines Fachs.

Interview: Philipp Gut



Blatter

## Schönstes Spiel der Welt

Von *Sepp Blatter* — Brasilien, das Mass aller Dinge; Faszination Ronaldo; Vorschlag zur besseren Anwendung des Videoschiedsrichters.



Die WM in Russland hat uns in der ersten Woche einige Höhepunkte beschert – und vor allem atmosphärisch alle im Vorfeld geäusserten Zweifel korrigiert. Wir erleben

Fussball in wunderschönen Arenen vor einer grossartigen Kulisse. Russland präsentiert sich als perfekter Gastgeber. Das macht Lust auf mehr. *Spasibo!*

Aus Schweizer Sicht ist zum Auftakt selbstverständlich das harterkämpfte Unentschieden gegen Rekordweltmeister Brasilien in Rostow hervorzuheben. Der Punktgewinn gegen diesen scheinbar übermächtigen Gegner ist gefühlsmässig noch höher zu gewichten als der Starterfolg 2010 in Südafrika gegen den späteren Weltmeister Spanien. Denn Brasilien verkörpert quasi per Definition das Mass aller Dinge. Deshalb beschert uns dieses 1:1 viel gute Laune. Zumindest bis Freitag (und bis zum Spiel gegen Serbien) dürfen wir uns vorbehaltlos mit unserer Nationalmannschaft freuen.

### Schlichtweg atemberaubend

Fragen wirft dagegen eine technische (oder besser gesagt: technologische) Neuerung auf – die Einführung des Video Assistant Referee (VAR). Man muss kein besonders kritischer Geist sein, um die Anwendung dieses Hilfsmittels als «suboptimal» zu bezeichnen – zu uneinheitlich wird damit umgegangen. Während die Supervisoren in gewissen Szenen eher überraschend eingreifen, halten sie sich in anderen strittigen Situationen zurück. Weshalb gibt es keine einheitliche Doktrin in dieser Beziehung?

Die Antwort liegt auf der Hand: Weil in jedem Spiel ein anderes Videoschiedsrichter-team zum Einsatz kommt, sind Masstab und Toleranzspielraum jedes Mal anders. Für die Unparteiischen (auf dem Platz) – die bis anhin übrigens einen sehr guten Job gemacht haben – und die Spieler ist dies ein höchst unbefriedigender Zustand. Denn in der jetzigen Form wirkt der Einsatz des VAR gelegentlich etwas willkürlich.

Ein von mir schon lange gemachter Vorschlag könnte dieses Manko ausgleichen: Wie bei Tennis, Volleyball und Eishockey müsste der Entscheid der Videokonsultation beim

Trainer liegen – wobei die Anzahl *calls* pro Spiel und Mannschaft limitiert wäre. Doch zurück auf den Boden der sportlichen Tatsachen. Dort war das Spiel zwischen Spanien und Portugal das erste grosse Highlight des Turniers. In 94 Minuten sahen wir alles, was den Fussball zum schönsten Spiel der Welt macht. Vor allem erlebten wir eine Machtdemonstration von Cristiano Ronaldo. Drei Tore in einem WM-Spiel zu erzielen, ist an sich schon eine grandiose Leistung – und wie der Portugiese in der 88. Minute per Freistoss zum 3:3 traf, war schlichtweg atemberaubend. Die Leichtigkeit, mit der Ronaldo den Ball im spanischen Tor versenkte, lässt etwas vergessen: Dahinter steckt sehr viel Arbeit. Ronaldo ist bekannt dafür, dass er exakt



*Immer und immer wieder:* Dominator Ronaldo.

diese Schüsse immer und immer wieder übt. Diese Kombination aus Talent, Disziplin und Opferbereitschaft macht ihn momentan zum wohl besten Individualisten.

Die erste Turnierwoche bestätigte, dass die Leistungsdichte an der Spitze immer grösser wird. Auch wenn sich beispielsweise die Isländer gegen Argentinien mit eher rustikalen Mitteln verteidigten, sahen wir kaum unterlegene Aussenseiter. Dies zeigt, dass das jetzige WM-Format (mit 32 Teams) die richtige Grösse hat. Wenn in acht Jahren erstmals mit 48 Mannschaften gespielt werden wird, droht eine Verwässerung des sportlichen Niveaus. Und von den Zuschauern ist dann grosse Ausdauer gefordert. Allein die Gruppenphase umfasst 2026 nicht weniger als 48 Spiele. In Russland werden wir den Weltmeister nach insgesamt 52 Partien kennen.

Sepp Blatter war von 1981 bis 1998 Generalsekretär und von 1998 bis 2016 Präsident des Weltfussballverbandes Fifa.

Reif

## Appetitlos

Von *Marcel Reif* — Bergführer Löw muss die richtigen Haken einschlagen.



Hat mir die WM bisher Spass gemacht? Es ist dem Losglück geschuldet, dass Spanien und Portugal so früh aufeinandertreffen sind. Das war der Fussball, den wir in zehn

Tagen hoffentlich regelmässig bewundern dürfen. Die Kleinen rennen wie Duracell-Hasen um ihr Leben und machen es den Grossen schwer. Dieses David-Goliath-Syndrom hat infantilen Charme, aber nicht mehr. Dann gibt es die Kategorie von Spielen, bei denen ich mich frage: Warum tue ich mir das an? Marokko gegen Iran – da wurde derart dreist auf die Hölzer gehauen, dass die Mannschaftsärzte schon das Verbandszeug bereitstellten.

Beim Spektakel von Cristiano Ronaldo gegen Spanien äusserten sich auch bei mir medizinische Symptome: Mir blieb die Luft weg. Ich mag diesen egomanischen Gockel nicht, aber da habe ich ihn geliebt – für diesen einen Abend. Neymar hatte recht, als er sagte: «Ich bin der beste Spieler dieser Welt, denn Ronaldo und Messi sind nicht von diesem Planeten.» Meine Befürchtung, Deutschland reihe sich in die lange Liste gescheiterter Titelverteidiger ein, hat sich vorerst bestätigt. Wenn junge Menschen den höchsten Gipfel erklommen haben, und sie sollen wieder rauf, fehlt plötzlich dieser unbändige Hunger, den Zenit zu erreichen. Die acht deutschen Weltmeister sind vier Jahre älter geworden und haben 300 Spiele mehr auf dem Tacho. Und es sind normale Reaktionen, wenn man vor der riesigen Wand steht und sich fragt: «Will und kann ich noch einmal so viel investieren und leiden?» Es liegt an Bergführer Jogi Löw, die richtigen Haken einzuschlagen und nicht taktisch ausgecoacht zu werden. Wenn Boateng sagt, er habe Mexiko anders erwartet, dann steht der Bundestrainer in der Verantwortung.

Die Schweiz hat gegen Brasilien 45 Minuten wie ein David agiert und hatte wohl schon den Trikot-Tausch und Autogramme von den Stars der Seleção im Kopf. Dann haben sie mit viel Herz und vielen Emotionen ein mutmachendes Remis geschafft. Man wird wohl gegen Serbien gewinnen müssen, sonst war der Zähler gegen Brasilien nur für die Vitrine.

Marcel Reif ist einer der renommiertesten Sportkommentatoren im deutschsprachigen Raum.

# Il Capitano

«Zynisch», «ekelhaft», «faschistisch»: Kaum im Amt, ist Italiens Innenminister Matteo Salvini bereits zur Hassfigur der europäischen Elite geworden. Auf Beleidigungen reagiert Salvini mit einem Scherz. Was treibt den Mann an, der fast zwei Drittel der Italiener hinter seiner Migrationspolitik weiss? *Von Nicholas Farrell*

Mit einem kühnen Schritt haben Matteo Salvini und Italiens neue populistische Regierung bewiesen, dass sie die Zukunft sind und der von Angela Merkel verkörperte wohlwollende Imperialismus Vergangenheit ist.

Salvini, Innenminister und Vize-Premier Italiens, beschloss in der vergangenen Woche, was kein italienischer Politiker gewagt hat seit Beginn der Flüchtlingskrise im Jahr 2013, während der rund 700 000 Migranten via Libyen über das Mittelmeer nach Italien gekommen sind.

Salvini ordnete an, dass die von einer privaten Hilfsorganisation gecharterte «Aquarius» mit 629 Afrikanern an Bord, die vor der libyschen Küste aufgelesen worden waren, nicht in einem italienischen Hafen anlegen dürfe. Das Schiff sollte vielmehr, wie es das Seevölkerrecht vorsieht, den nächstgelegenen sicheren Hafen ansteuern, also einen in Malta oder in Tunesien.

Die neue spanische, sozialistische Minderheitsregierung erklärte sich zur Aufnahme der Migranten bereit. Als die «Aquarius» am Sonntag in Valencia anlegte, wurde sie von 2300 spanischen Freiwilligen (darunter 470 Dolmetschern) willkommen geheissen. 600 Journalisten warteten am Kai, fünfzehn Tonnen Lebensmittel standen bereit.

## Mehr getan als Frankreich und Spanien

Salvini hat klargestellt, dass NGO-Schiffe, die angebliche Flüchtlinge unweit der libyschen Küstengewässer an Bord nehmen, keine italienischen Häfen mehr ansteuern dürfen (selbst die politisch superkorrekten Vereinten Nationen räumen ein, dass es sich nur bei einer Minderheit der Migranten um Flüchtlinge handelt).

Auf seiner Facebook-Seite, die 2,5 Millionen Fans hat, schrieb Salvini: «Diese Herrschaften wissen, dass Italien nicht länger bereit ist, bei illegaler Einwanderung mitzumachen. Sie werden sich nach anderen Häfen umsehen müssen. Als Minister und als Vater habe ich

---

**Vor allem aber verliert Salvini nie die Ruhe, auch wenn ihm noch so viel Hass entgegenschlägt.**

---

diese Entscheidung für unser aller Wohl getroffen.»

Liberaler Gutmenschen haben Salvinis Massnahme als «inhuman», «fremdenfeindlich» und «faschistisch» bezeichnet. Der französische Präsident Emmanuel Macron nannte sie «verantwortungslos» und «zynisch», sein

Sprecher «ekelhaft». Salvini twitterte «Vittoria!» und erwiderte, dass Italien weit mehr für Migranten getan habe, als Frankreich und Spanien zusammengenommen.

Er hat recht.

Frankreich hat das Schengen-Regime an der italienischen Grenze suspendiert und allein in diesem Jahr 10 000 Migranten nach Ventimiglia zurückgeschickt. Salvini sorgt für Empörung in der imperialistischen Eurokratie, aber er spricht für die Mehrheit der Italiener,

die sich – genau wie die Griechen – bei der Bewältigung der Migrationskrise von der EU alleingelassen fühlen. Und von den heuchlerischen Franzosen lassen sich die Italiener nicht gern Vorschriften machen.

Salvini spricht besonders für all jene Italiener, denen klar ist, dass die einzige Lösung für die Migrationskrise nur darin bestehen kann, dass die Asylanträge der Migranten schon in Afrika geprüft werden. Sind die Leute erst einmal in Italien, werden zwar nur sieben von



«Für unser aller Wohl»: Innenminister Salvini, am 15. Juni in Turin.

hundert Asylanträgen anerkannt, aber kaum ein Asylbewerber wird abgeschoben – im letzten Jahr waren es gerade einmal 6340.

Als ehemaliger Talkshow-Moderator bei Radio Padania kann Salvini natürlich sehr gut reden. Die Linksliberalen bringt er zur Weissglut, aber das Volk liebt ihn, weil er alle Statistiken im Kopf hat und Angriffe witzig pariert, weil er nicht herumpoltert und überhaupt *molto simpatico* ist.

Bei einer grossen Wahlveranstaltung vor dem Mailänder Dom trat er mit dem Rosenkranz auf und schwor bei der Bibel, dass er für die christlichen Werte eintreten werde. Er geht zur Messe, aber da er geschieden ist und zwei Kinder von zwei verschiedenen Frauen hat, darf er die Kommunion nicht empfangen.

Laut einer Umfrage, die am letzten Samstag im *Corriere della Sera* veröffentlicht wurde, befürworten fast zwei Drittel der Italiener

(59 Prozent) seine Entscheidung, italienische Häfen für Migrantenschiffe zu sperren.

Noch erstaunlicher ist, dass die populistische Regierungskoalition aus linker Fünf-Sterne-Bewegung und rechter Lega so geschlossen dasteht. Aber in Italien (wie anderswo) sind sich Linke und Rechte einig in ihrer Ablehnung jedweder unkontrollierten Masseneinwanderung.

Salvinis Entscheidung wird von 86 Prozent der Wähler der Fünf-Sterne-Bewegung und von 93 Prozent der Lega-Anhänger unterstützt. Im Oktober letzten Jahres war ich eine Woche auf Sizilien, dieser wunderschönen, aber infernalischen Insel, um Salvinis regionale Wahlkampfveranstaltungen zu beobachten. Er hatte kurz zuvor seine Partei (Lega Nord) in Lega umbenannt, um aus einer regionalen Separatistenpartei eine landesweite föderalistische Partei zu machen, die in ganz Italien Wähler ansprechen würde. Damit riskierte er, seine Stammwähler zu entfremden, aber seine Entscheidung zahlte sich aus.

### Wie ein normaler Mensch

Oft standen wir draussen auf der Strasse, um eine Zigarette zu rauchen und ein wenig zu plaudern. Wir verstanden uns auf Anhieb, wie das bei Rauchern oft der Fall ist. Salvini war empört, als ich ihm erzählte, dass ich sechs kleine Kinder mit meiner italienischen Frau hätte, vom italienischen Staat aber keinen einzigen Euro bekäme. «Wir im Westen verüben Selbstmord, wenn wir Familien mit Kindern nicht finanziell unterstützen», sagte er. Eines Abends, in Catania, lud er mich zum Essen mit seinen engsten Vertrauten in einem spektakulären Fischrestaurant ein. Er äusserte sich kenntnisreich über das Weinangebot, trank mit Genuss und sagte oft: «Minchia!» (sizilianisch für «Fuck!»). Er wusste, dass ich eine Mussolini-Biografie geschrieben hatte, und fragte mich: «Haben Sie die Wahrheit geschrieben?» «Ja», antwortete ich. «Na, dann können Sie nicht sehr viele Exemplare verkauft haben!», scherzte er.

Salvini hat die Gabe, wie ein normaler Mensch mit den Leuten zu reden, ob sie mächtig sind oder nicht. Am Ende einer Rede verlässt er immer das Podium, um den Leuten die Hand zu schütteln und sich mit ihnen fotografieren zu lassen.

Vor allem aber verliert er nie die Ruhe, auch wenn ihm noch so viel Hass entgegenschlägt, weshalb er den Spitznamen «Il Capitano»



NGO-Schiff «Aquarius» in Spanien.

### 600 Journalisten warteten, 15 Tonnen Lebensmittel standen bereit.

de völlig erledigt.» Salvinis Botschaft ist ganz einfach – wie die von Präsident Trump: «Italiener zuerst». Wie er mir in Sizilien sagte: Es gibt 180 000 Migranten in den italienischen Aufnahmezentren – fast ausnahmslos Migranten, nur sehr wenige Flüchtlinge – und noch einmal 300 000 im ganzen Land verstreut. Seine Lösung? «Ich werde unsere Marine zur Blockade der libyschen Küstengewässer entsenden, so dass diese Leute keine Chance mehr haben, und all jene, die hier im Land und keine echten Flüchtlinge sind (also fast alle), werde ich innerhalb eines Jahres nach meinem Amtsantritt ausweisen.» Echte Flüchtlinge müssten aufgenommen werden, sagt er, nicht aber Wirtschaftsmigranten. «Bereitet euch vor, packt eure Sachen», erklärte er Anfang dieses Monats bei einer Kundgebung.

Als Salvini, ein fanatischer Anhänger der AC Milan, im Jahr 2013 das Amt des Lega-Vorsitzenden übernahm, kam die Partei nur auf 3 Prozent Wählerstimmen, und sie erhielt nie mehr als 10 Prozent.

Seit den letzten Wahlen im März, als die Lega auf knapp über 17 Prozent Stimmen kam, sind ihre Zustimmungswerte auf 28,5 Prozent gestiegen, während die der Fünf-Sterne-Bewegung um zwei Punkte auf 30 Prozent gesunken sind.

Salvini, ein Freund von Marine Le Pen (beide waren Abgeordnete im Europäischen Parlament, die Lega gehört mit dem Front national derselben Fraktion an), plädiert wie sie (und die Fünf-Sterne-Bewegung) für ein Ende der Russland-Sanktionen.

Dank Salvini haben die Italiener nun unüberhörbar klargestellt: Die grösste Bedrohung für die Europäische Union ist nicht die Euro-Krise, sondern die Migrationskrise.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



# Amerika kommt zurück

Von Hansrudolf Kamer — Die Politik Präsident Trumps im Innern und Äussern verändert die Weltlage. Zentral ist die seltene Überzeugung eines Politikers, dass er seine Wahlversprechen erfüllen sollte.



Inzwischen hat sich herum gesprochen, dass Donald Trump ein amerikanischer Präsident ist wie kein anderer. In Europa, auf dem alten Kontinent, wird das mit Schrecken konstatiert. In der neuen Welt beginnt man, die Vorteile zu entdecken. Sonst auf dem Globus hält man sich bedeckt.

Aussenpolitik gilt als so komplex, dass sie dem Wähler oder Stimmbürger nur in stark verdünnter Form zugemutet werden kann. Das führt dazu, dass Kandidaten das Blaue vom Himmel herab versprechen, um dann nach der Wahl die «Realität» ins Spiel kommen zu lassen und die Wahlversprechen zu korrigieren, wenn nicht gar zu kompostieren.

Trump dagegen arbeitet bewusst daran, so viele seiner Wahlversprechen wie möglich umzusetzen. So sagte der Kandidat, er werde den Islamischen Staat bekämpfen, die illegale Einwanderung eindämmen und günstigere Handelsbedingungen mit andern Ländern aushandeln. Er werde von den übrigen Nato-Staaten höhere Beiträge fordern, den politischen Kampf gegen den Klimawandel zurückstufen, die amerikanische Botschaft nach Jerusalem verlegen und aus dem Iran-Deal aussteigen. Gesagt, getan.

Aussenpolitische Aficionados bemängeln kritisch, hier fehle eine Strategie. Aber Trump hat eine. Sie lautet: die neuen Realitäten anerkennen, sich nicht in die inneren Angelegenheiten anderer Länder einmischen, *nation-building* vermeiden und nicht versuchen, andere Regime zu stürzen. Und dann wäre da noch MAGA, das schöne, vielbelächelte Schlagwort «Make America Great Again». Es findet seinen Ausdruck unter anderem im Wiederaufbau der militärischen Rüstung.

## Schlusspunkt unter den Koreakrieg

Trump bringt den Einsatz militärischer Gewalt wieder als Mittel in die Aussenpolitik zurück. Die limitierten Attacken mit Cruise-Missiles im Syrienkrieg und die Lieferung von Anti-Panzerwaffen an die Ukraine zwingen die Gegner zu mehr Vorsicht. Während deutsche Aussenpolitiker stets das Hohelied der Berechenbarkeit singen, ist Trump vom Gegenteil überzeugt. Er will vielmehr die Vorhersehbarkeit seiner Aktionen vermindern, seine

Optionen erweitern und verstärkte Entschlossenheit nach aussen signalisieren.

Trumps Programm und Strategie gefallen vielen nicht, sie stellen vermeintliche Gewissheiten und viele liebgewonnene Gewohnheiten auf den Prüfstand. Trump räumt die sogenannte liberale Weltordnung beiseite, die er als historisches Relikt betrachtet. Sie ist ein schöner Euphemismus, denn eigentlich umfasst sie all die geopolitischen Strukturen und Mechanismen, die von den Amerikanern im Kalten Krieg aufgebaut worden sind. Trump ist nicht der Erste, der sie als überholt und nicht mehr zweckmässig betrachtet.

Das bis vor kurzem undenkbare Gipfeltreffen mit Kim Jong Un in Singapur setzt effektiv den Schlusspunkt unter den Koreakrieg, der beim Entstehen des Kalten Kriegs eine entscheidende Rolle gespielt hatte. Konsterniert nehmen Kanadier und Europäer zur Kenntnis, dass sich Trump in Gesellschaft von Kim und Xi Jinping wohler fühlt als mit Justin Trudeau und Angela Merkel.

Der Gipfel in Singapur resultierte in gar nichts, keinem Vertrag oder irgendetwas Fassbarem. Nur Show? Ja, natürlich, aber er könnte der Anfangspunkt einer Entwicklung werden. Der Nordkoreaner versprach die «Denuklearisierung» der koreanischen Halbinsel, und Trump verzichtet auf gemeinsame Manöver

mit Südkorea, gegen die die nordkoreanische und chinesische Propaganda stets Sturm gelaufen sind.

Die nukleare Abrüstung Nordkoreas kann überprüft werden, die Manöver können jederzeit wieder angesetzt werden. Kim wird etwas bieten müssen, wenn er das verhindern will. Ähnlich bei der grossen Aufregung, die der Ausstieg aus dem Iran-Abkommen in Europa ausgelöst hat. Europäische Unternehmen, vor die Wahl gestellt, in Amerika oder im Iran Geschäfte zu machen, überlegen nicht lange.

## Gespür für politische Realitäten

Dimitri K. Simes, ein Think-Tank-Veteran der realistischen Schule mit Sowjetvergangenheit, meint anerkennend, Trumps Mischung von Druckentfaltung mit bombastischen Drohungen und seinen gleichermassen masslos übertriebenen Charmeooffensiven gegenüber ausländischen Potentaten habe einige positive Resultate gebracht. Trump habe günstige Gelegenheiten geschaffen. Nun müsse er mit Kreativität und Diplomatie nachsetzen.

Wird er das tun? Vermutlich nicht. Das Wegräumen von Schutt, das Ausbügeln von Fehlern, das neue Ausbalancieren alter Verbindlichkeiten sind in der Aussenpolitik oft genug.

Die Ausgangslage ist klar: Trump, der Nationalist, der Geschäftsmann und Entertainer mit feinem Gespür für politische Realitäten gegen die immer noch überzeugten Internationalisten, die das Alte, Bewährte retten wollen. Während die Trump-Gegner ihre nächste subversive Attacke vorbereiten, zieht der amerikanische Präsident auf der Weltbühne alle Aufmerksamkeit auf sich – sonnig lachend, jovial händeschüttelnd, «a man in full», wie ihn der verstorbene Tom Wolfe nennen würde.



«A man in full»: Präsident Trump (r.) mit Felipe VI., König von Spanien.



Brief aus ...

## Rostow

Rostow? Hand aufs Herz: Bis vor kurzem hatten Sie keine Ahnung, wo die russische Grossstadt liegt. Manche Schweizer verwechselten sie gar mit dem deutschen Rostock. Geht gar nicht, gerade in fussballerischer Hinsicht: Während der Ostseeklub Hansa Rostock schon vor Jahren von der Landkarte der Bundesliga verschwand und nur noch drittklassig spielt, sonnte sich der FK Rostow in der Saison 2016/17 erstmals in der Champions League (Höhepunkt war ein 3:2-Sieg zu Hause gegen Bayern München, von «Frost-Frust» in Rostow sprach die deutsche Presse). *Tempi passati*. Heute ist Rostow ein Orientierungspunkt nicht nur für Schweizer Fussballfans. Tausende machten sich auf die rund sechsstündige Flugreise via Moskau in die südrussische Provinzmetropole, um sich das schwer erkämpfte 1:1 gegen Brasilien anzuschauen. Sie werden Rostow in Zukunft weder vergessen noch verwechseln.

### Todesmutiger Argentinier

Farblich will ich zwar nichts beschönigen: In Stadt und Stadion dominierte brasilianisches Gelb, auch die Sprechchöre und Gesänge der Südamerikaner waren um einiges munterer – vor dem Spiel. Während des Spiels jedoch wurden die Brasilianer immer leiser und die Schweizer immer lauter. Der rote Fan-Block hinter dem Tor, der in der zweiten Halbzeit aus nächster Nähe den Ausgleichstreffer von Steven Zuber bejubeln konnte, nervte die Anhänger der Seleção mit seinen brachialen «Hopp Schwiiz»-Rufen derart, dass einige mehr damit beschäftigt waren, mit unzweideutigen Gesten Ruhe auf den Schweizer Rängen einzufordern, als sich auf das Geschehen auf dem Rasen zu konzentrieren. Man kann das verstehen. Schliesslich lag Superstar Neymar die meiste Zeit am Boden, oder er ordnete seine neue Spaghetti-Frisur. Böse Zungen behaupten, sein Coiffeur sei Italiener und der nudelartige Haarschnitt sei die Rache dafür, dass die Azzurri zu Hause blei-

ben mussten, wo sie frustriert vor dem Fernseher sitzen und Unmengen Pasta in sich hineinstopfen. Bewiesen ist das nicht.

Der wahre kalte Krieg der Gebärden an diesem denkwürdigen Abend in der glitzernd-neuen Rostow-Arena spielte sich allerdings nicht zwischen den Fans der Schweizer und der Brasilianer ab, sondern zwischen jenen der Brasilianer und einem todesmutigen Argentinier, der sich mit seinem himmelblau-weissen Shirt ins Stadion verirrt hatte und ständig mit seinen Fingern die Zahl Sieben in Richtung der Gelben formte. 7:1 hatten die Brasilianer vor vier Jahren den Halbfinal an der Heim-WM gegen Deutschland verloren. Ein nationales Fussballtrauma.

Rostow? Sie wissen jetzt, wo es liegt: 1000 Kilometer südlich von Moskau und rund 500 Kilometer entfernt vom Schwarzen Meer – und ziemlich weit oben im Ranking der eidgenössischen Fussballschlachten. Der kaukasische Einfluss in der Stadt am «Stillen Don» (so heisst ein grandioser Epenroman des russischen Dichters Michail



Unverwechselbar: Grossstadt Rostow.

Scholochow) ist spürbar, in Bevölkerung und Kulinarik. Sehr zu empfehlen ist eine Art armenisches Bündnerfleisch, aber auch koreanische Speisen wie Kimchi findet man und natürlich Fisch und Schaschliki, die Schweinsspiesschen vom Grill. Ein besonderer Leckerbissen sind die Raki, Flusskrebse. Meine ersten Raki habe ich im Sommer 2006 in Rostow genossen, seither bin ich immer wieder gerne zurückgekehrt. Die Opernsängerin Anna Netrebko, unweit in Krasnodar geboren, lobt in einem *Weltwoche*-Interview einmal den speziellen Frauenschlag der Region: blauäugig und dunkelhaarig. Aber das ist ein anderes Thema. Fussball mit der Schweizer Nationalmannschaft gab es schon damals, allerdings am TV in einer kleinen Bar im Quartier Temernik. Es lief die WM in Deutschland. Der Gegner hiess Ukraine, die Schweiz verlor im Penaltyschiessen und schied aus. Die Farbe des Gegners war – Gelb. Ich gestehe: Das Gelb der Brasilianer gefällt mir deutlich besser. *Philipp Gut*



## Inside Washington

### Bestmarke

#### Die Zufriedenheit der Amerikaner ist auf einem Zwölf-Jahre-Hoch.

Während Präsident Trumps Nulltoleranz bei der illegalen Einwanderung auf laute Kritik stösst, erreicht seine Beliebtheit in Amerika Spitzenwerte. Laut dem unabhängigen Umfrage-Institut Gallup kommt Trump auf einen Beliebtheitswert von 45 Prozent. Eine solche Anerkennung hat er seit seiner ersten Woche im Amt nicht mehr erreichen können. Manche Beobachter spekulieren, dass der Präsident seine momentane Beliebtheit dem nordkoreanischen Machthaber Kim Jong Un und dem fotogenen Gipfeltreffen von Singapur zu verdanken hat. Andere verweisen auf den unübersehbaren ökonomischen Aufschwung, der bislang in seiner Amtszeit zu verzeichnen ist.

Und wie steht der Donald im Vergleich zu seinen Vorgängern da? Wie sich zeigt: ziemlich gut. Selbst den Vergleich mit dem Säulenheiligen der Republikaner, Ronald Reagan, braucht er nicht zu scheuen. Laut Gallup kommt Trump auf die gleichen Beliebtheitswerte wie mehrere andere Präsidenten im Juni ihres zweiten Amtsjahrs, beispielsweise Barack Obama (46 Prozent), Bill Clinton (46 Prozent), Ronald Reagan (45 Prozent) und Jimmy Carter (43 Prozent).

Ausgezeichnete Gallup-Nachrichten für die Trump-Welt auch von einer anderen Front: Die Zufriedenheit der Öffentlichkeit mit der Lage der Nation ist auf einem Zwölf-Jahre-Hoch. Seit der Rezession von 2008 schauen die Amerikaner nicht mehr so optimistisch in die Zukunft. Dennoch kann sich Trump darauf verlassen, dass ein feindseliges Washingtoner Pressekorps die guten Nachrichten verschweigt: «Wenn Präsident Obama (der mit seiner Nordkorea-Politik nichts erreicht hat und einen Krieg hätte führen müssen, mit Millionen Toten) sich mit Nordkorea verständigt und, so wie ich, den ersten Schritt hin zu einem Deal gemacht hätte, dann hätten ihn die Fake News als Helden der Nation ausgerufen!» – @realdonaldtrump. *Amy Holmes*

# Als die BRD kapitalistisch wurde

Vor exakt siebzig Jahren trickste Ludwig Erhard den linken Zeitgeist aus. In einem Coup, den er selber «Ermächtigungsgesetz» nannte, gab er die Preise frei. So sorgte er für den Aufbruch des Landes in Richtung Marktwirtschaft und Wirtschaftswunder. Von Daniel Koerfer

Der 20. Juni 1948 ist der Geburtstag der Bundesrepublik, zumindest ökonomisch. Erst an diesem Sommersonntag geht das Dritte Reich wirklich unter. Sicher, drei Jahre zuvor war dieses Reich militärisch besiegt, war Deutschland, moralisch tief diskreditiert, von den vier Siegermächten besetzt und geteilt worden, hatte sogar aufgehört, als souveräner Staat zu existieren. Aber weiterhin werden wie unter Hitler die Löhne und Preise staatlich festgesetzt und überwacht, die Rohstoffe staatlich zugeteilt. Weiterhin gibt es wie schon im Ersten Weltkrieg die mit Kriegsbeginn 1939 eingeführten Bezugsscheine für alle wichtigen Waren und Güter, gibt es Lebensmittelkarten und -marken für den Einkauf.

Und es gibt doch tatsächlich immer weniger von allem. Denn die Währung, die alte Reichsmark, ist längst schon ruiniert. Im Nachkriegsdeutschland will niemand mehr etwas für die entwertete Reichsmark hergeben, verkaufen oder produzieren. Es herrschen Hunger, Wohnungsnot, im Winter bittere Kälte. Nur der – streng verbotene – Schwarzmarkt floriert. Er füllt den Bauern die Scheunen mit Perserteppichen, Leuchtern, Schmuck und Porzellan im Gegenzug für Butter, Wurst, Eier. Die kursierende Währung heisst Lucky Strike – die gefragteste Zigarettenmarke jener Zeit. Sie stammt aus Amerika.

## Sprengsatz am Geldtransporter

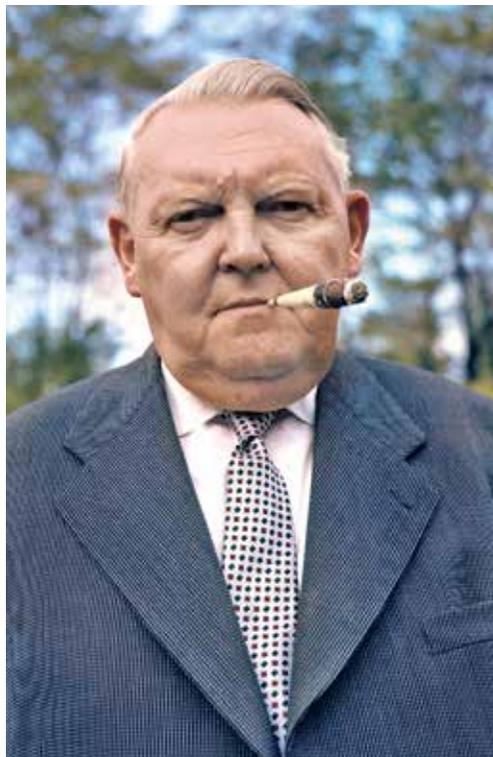
Und nun also der 20. Juni 1948. D-Day für D-Mark und Marktwirtschaft, Doppelreform von Währung und Wirtschaft. Sie verändert über Nacht das Strassenbild im gesamten westlichen Besatzungsgebiet. Dort, wo zuvor Lebensmittel- und Bezugskarten ausgegeben worden waren, erhielten an diesem Sonntag alle Deutschen, vom Kleinkind bis zum Greis, vierzig neue D-Mark, das sogenannte «Kopfgeld», in zwölf einzelnen Scheinen, der höchste

## Sehr rasch wurde Erhard als «neoliberal» und «marktradikal» verteufelt.

im Wert von zwanzig Mark. Später gab es dann noch einen Nachschlag. Münzen gab es keine, nur immerfort Papier, denn Rohstoffe wie Kupfer oder Nickel wurden anderweitig gebraucht. Ausserdem wären die Transportprobleme kaum lösbar gewesen. Denn die neue D-Mark, die nicht umsonst zunächst aussah wie die in

Bretton Woods etablierte Welt-Leitwährung, der US-Dollar, war in den USA nahe New York gedruckt und in 23 000 Holzkisten nach Deutschland transportiert worden. Die LKW, die sie vor der Verteilung nach Frankfurt, dem Sitz der US-Militärregierung, in die Tresore der ehemaligen Reichsbank brachten, waren mit Sprengsätzen ausgerüstet, die im Fall eines Überfalls die kostbare Fracht zerstören sollten.

Die ganze Währungsreform erfolgte in US-Regie. Schlüsselfigur war der junge Leutnant



*Spiel der Kräfte:* Kanzler Erhard, um 1960.

Edward Adam Tenenbaum, Sohn jüdisch-polnischer Emigranten, ein Mathematikgenie im Stab von Militärgouverneur Lucius D. Clay. Er vor allem hatte die benötigte Geldmenge – 5,2 Milliarden D-Mark –, die tatsächlich verteilt werden sollte, berechnet und den Umtauschkurs festgelegt. Im Verhältnis 10:1 wurden die alten Reichsmarkbestände abgewertet. Wer hundert Reichsmark auf dem Konto hatte, bekam zehn D-Mark gutgeschrieben. Diese zweite Währungsreform, dieser zweite Währungsschnitt nach 1923 zur Beseitigung immenser Staatsschulden war abermals ein brutaler Akt, Fortsetzung eines deutschen Schlüsseltraumas. Wieder verloren kleine Sparer und Rentner durch politische Hasardeure viel, während die Besitzer von Sach-

werten, von Immobilien, Aktien oder Gold und Devisen – sofern sie diese nicht Hitler oder den Siegern ausgehändigt hatten, wozu sie qua Gesetz aufgefordert worden waren – glimpflicher davorkamen.

## Enthaltungen von SPD und KPD

Doch Geld ist nicht alles. Zur Währungsreform 1948 gehört die Wirtschaftsreform untrennbar dazu. Hier führte ein deutscher Wirtschaftsfachmann Regie, der damit urplötzlich die Bühne der deutschen, nein, der Weltpolitik betrat: Ludwig Erhard. Durch Zufall, weil sein Vorgänger von der CSU sich – in einer geschlossenen Parteiveranstaltung – über die US-Besatzungsmacht beschwert hatte und sofort abgesetzt worden war, gelangte er im Frühjahr 1948 unerwartet in eine Schlüsselposition. Auf Vorschlag der FDP und mit Unterstützung der deutlich grösseren CDU/CSU wurde er im Wirtschaftsrat, dem deutschen Vorparlament in Frankfurt, das heute keiner mehr kennt, zum Direktor der Verwaltung für Wirtschaft gewählt. SPD und KPD konnten ihn nicht recht einschätzen und gaben weisse Stimmkarten, also «Enthaltungen», ab. Das sollten sie bald schon bereuen. Sehr rasch sollte er, als «neoliberal» und «marktradikal» verteufelt, von ihnen erbittert bekämpft und sowohl im Wirtschaftsrat wie im Bundestag mit Misstrauensanträgen überhäuft werden.

Die Verwaltung, der Erhard nunmehr vorstand, war eine Art Wirtschaftsministerium der westlichen Besatzungszone. Die Behörde suchte mit fast 3500 Mitarbeitern unter Aufsicht der Siegermächte die deutsche Wirtschaftsentwicklung zu planen und die Zuteilung von allen Gütern des täglichen Bedarfs zu lenken. In seiner Antrittsrede hatte Erhard gleich erklärt, er gedenke, «seine» neue Behörde so rasch wie möglich überflüssig zu machen – eine für die Beamten sicher höchst motivierende Mitteilung. Anschliessend gab der damals noch Gertenschlanke eine Pressekonferenz und sagte unverblümt, er werde alles daransetzen, um die Bewirtschaftung im westlichen Teil Deutschlands aufzuheben, Preise und Löhne nicht mehr durch den Staat, sondern durch das Spiel der Kräfte auf einem durch Regeln geordneten, aber sonst möglichst freien Markt aushandeln zu lassen. Unter den versammelten Journalisten brach blankes Entsetzen aus. Marion Gräfin Dönhoff, die in Basel Volkswirtschaft studiert hatte, von Ökonomie also durchaus etwas verstand, be-

richtete nach Erhards Auftritt ihren Redaktionskollegen nach Hamburg: «Wenn der mit seinem verrückten Plan, die Bewirtschaftung aufzuheben, durchkommt und eventuell noch neuer Wirtschaftsminister wird, wäre das nach Hitler und der Zerstückelung Deutschlands die dritte Katastrophe» (sie war so souverän, mir 1984 das Zitat, das in diesem Zusammenhang immer wieder verwendet wird, bei meinen Recherchen für mein Buch «Kampf ums Kanzleramt» zu schenken).

Der Zeitgeist war links damals. In Grossbritannien lenkte eine Labour-Regierung zahllose Staatsbetriebe, in Frankreich oder Italien regierten die Kommunisten zeitweise mit. Auf massive staatliche Interventionen, Kontrollen und Lenkungen, auf Verstaatlichungen, Planwirtschaft, Dirigismus zu setzen, war gang und gäbe bis in die amerikanische Administration hinein. Umso erstaunlicher war, dass es Ludwig Erhard gelang, unterstützt von nur einer Handvoll Verbündeter, sein «Gesetz über die Leitsätze für die Bewirtschaftung und die Preispolitik nach der Geldreform», das eigentliche Grundgesetz der sozialen Marktwirtschaft, zwei Tage vor der Währungsreform im Wirtschaftsrat durchzubringen.

### Plötzlich volle Regale

Noch bevor es die Besatzungsmächte gebilligt hatten, liess er am 20. Juni auf der Basis dieses «Ermächtigungsgesetzes» – wie er selbst es nannte – über das Radio die Aufhebung der allermeisten Bewirtschaftungsregulierungen und Preissetzungen verkünden, mit Ausnahme von Mieten und Grundnahrungsmitteln. Am 21. Juni, Montagmorgen, trauten die meisten Deutschen ihren Augen kaum. Die zuvor fast leeren Schaufenster quollen plötzlich über mit zuvor zurückgehaltenen, gehorteten Waren. Das war die für viele Zeitgenossen sensationelle unmittelbare Folge der Doppelreform vom 20. Juni 1948, mit der die Weichen gestellt werden sollten für das, was bald «deutsches Wirtschaftswunder» genannt wurde. Dass die Wirtschaftsentwicklung in Westdeutschland anschliessend doch noch sehr rasch in schweres Wasser geriet, Ludwig Erhard im November 1948 sogar einen Generalstreik überstehen musste und mit explodierenden Arbeitslosenzahlen und weiteren Widrigkeiten zu kämpfen hatte, bis der Wirtschaftsaufschwung wirklich Fahrt aufnahm und «Made in Germany» wieder zum weltweiten Gütesiegel wurde, soll nicht verschwiegen werden. Aber das ist eine andere Geschichte.

Daniel Koerfer, geboren 1955 in Bern, lehrt an der Freien Universität Berlin Neuere Geschichte / Zeitgeschichte. 1987 erschien sein Buch «Kampf ums Kanzleramt: Erhard und Adenauer». Er ist wissenschaftlicher Kurator der Ausstellung zum Leben und Wirken Ludwig Erhards in Fürth, die am 20. Juni 2018 für das Publikum geöffnet worden ist.

## Schweiz–EU

# Im falschen Topf

**Das Assoziierungsabkommen Ukraine–EU ist für die Schweiz kein brauchbares Modell. Deshalb ergibt es weiterhin Sinn, auf die Bilateralen zu setzen – aber nicht um jeden Preis. Von Rudolf Walser**

Das Assoziierungsabkommen zwischen der EU und der Ukraine wird immer wieder als mögliches Modell für ein Rahmenabkommen der EU mit der Schweiz ins Spiel gebracht. Woher diese Idee stammt, lässt sich nicht mehr genau eruieren. Gleich mehrere wirtschaftliche und politische Gründe sprechen jedoch gegen eine solche Lösung.

1 — Bisher hat die EU Assoziierungsabkommen aufgrund von deren Geschichte und Funktionalität stets für spezifische Fälle angewendet, und zwar für ehemalige Überseegebiete einzelner EU-Mitgliedstaaten im Rahmen des Lomé-V-Abkommens, für Länder mit Beitrittsperspektive (Türkei) sowie im Rahmen der östlichen Partnerschaft der EU für stabilisierungsbedürftige Länder wie die Ukraine, Georgien, die Republik Moldau und weitere Staaten Zentralasiens. Die Schweiz passt wohl kaum in diese Kategorie.

2 — Zweitens ist die Intensität der Wirtschaftsbeziehungen dieser Länder mit der EU nicht mit derjenigen der Schweiz zu vergleichen. So belief sich das Handelsvolumen (Exporte und Importe) zwischen der EU und der Ukraine 2016 auf rund 30 Milliarden Dollar, das heisst auf rund einen Zehntel desjenigen zwischen der Schweiz und der EU, und von einem nennenswerten Dienstleistungs-, Finanz- und Kapitalverkehr kann kaum gesprochen werden. Man fragt sich unweigerlich, warum das Assoziierungsabkommen EU–Ukraine als Modell für die Schweiz dienen soll.

3 — Drittens wird die Fragwürdigkeit des Modells noch deutlicher, wenn die in diesem Abkommen zur Anwendung kommende Schiedsgerichtslösung betrachtet wird. So sind für das Schiedsgericht die Entscheidungen des EuGH, der bei relevantem EU-Recht immer zu Rate gezogen werden muss, bindend (Prof. Richard Senti, NZZ vom 27. Februar 2018). Dies entspricht wohl kaum der unabhängigen schiedsrichterlichen Lösung, wie sie sich der Bundesrat in seinem am 5. März 2018 präzisierten Verhandlungsmandat vorgestellt hat. Daran

ändert auch die Tatsache nichts, dass jetzt sowohl von behördlicher Seite als auch aus gewissen Wirtschaftskreisen immer wieder beschwichtigend darauf hingewiesen wird, dass bloss 5 aus rund 120 Abkommen unter einen Rahmenvertrag fallen würden. Dass es sich dabei gerade um die wichtigsten handelt, wird jedoch tunlichst verschwiegen.

4 — Wenn schon mögliche Modelle in die gegenwärtige europapolitische Diskussion gebracht werden sollen, so wäre das Ceta-Abkommen zwischen der

EU und Kanada – neben dem EWR – wohl naheliegender als das Assoziierungsabkommen mit der Ukraine. Nicht nur kennt dieses eine eigenständige Schiedsgerichtslösung ohne Beizug des EuGH, sondern es böte sich gleichzeitig auch die Gelegenheit, das veraltete Freihandelsabkommen aus dem Jahr 1972 zu modernisieren (Ursprungsregeln) beziehungsweise zu erweitern. Dabei müssten gegenüber der heutigen sektoriellen Teilnahme am Binnenmarkt

allerdings Abstriche in Kauf genommen werden (z. B. keine Personenfreizügigkeit).

### Langfristiger Prozess

In diesem Zusammenhang muss man sich jedoch stets bewusst sein, dass in der wirtschaftlichen Realität nicht einfach von einem Handelsregime in ein anderes gewechselt werden kann. Es braucht nicht nur das Einverständnis des oder der Handelspartner, sondern es ergeben sich auch gewichtige Anpassungskosten. Eine Strategie, verstanden als eine Verknüpfung von langfristigen Zielen mit klaren Handlungsoptionen, braucht nach Henry Kissinger immer Jahre, bis sie wirkt. Deshalb ergibt es weiterhin Sinn, auf die Bilateralen zu setzen, aber nicht um jeden Preis. Allerdings stimmte es nicht gerade zuversichtlich, sollte die Schweiz in Brüssel einfach mit der Ukraine in einen Topf geworfen werden.

Rudolf Walser war Chefökonom von Economiesuisse und anschliessend für Avenir Suisse tätig.



Untaugliches Vorbild: Ukraine–EU.

**Eine Strategie braucht nach Henry Kissinger immer Jahre, bis sie wirkt.**



*Raghad, 25, Crossfit-Trainerin:* Das Sportverbot für Frauen in der Öffentlichkeit war für sie keine Ausrede, um faul herumzusitzen. «Liegestütze die früher bei Bodybuilding-Wettkämpfen mitgemacht hat und gerade einen Master-Abschluss in Sportwissenschaft anpeilt. Ihre Eltern sind



und Klimmzüge kann man schliesslich auch im Haus machen», sagt Raghad, stolz auf die Tochter, die in der Zukunft ein eigenes Gym aufmachen möchte.

Gesellschaft

## Saudi-Arabien intim

**Fotografin Alex Schlacher  
öffnet neue Einblicke  
in das verborgene Königreich  
am Golf.**

**S**and und Kamele, stinkreiche Scheiche, Frauen im Vollschleier, gesichtslos wie ein Geisterhärem – seit Jahrzehnten bedient Saudi-Arabien Klischees, die keinen Raum für menschliche Züge lassen. Seit aber Mohammed bin Salman vor einem Jahr zum Kronprinzen aufgestiegen ist, erreichen uns Botschaften des Wandels: Frauen am Steuer, öffentliches Kino, Popkonzerte. Das Königreich scheint im Zeitraffer in die Zukunft zu rasen. Als erste westliche Fotografin hatte Alex Schlacher Gelegenheit, während vier Monaten quer durch das Land zu reisen – ohne Bewachung und ohne Zensur. «Was ich entdeckt habe, hätte ich so nie erwartet», sagt die Österreicherin. Eine Auswahl ihrer Aufnahmen präsentiert sie exklusiv in der *Weltwoche*.

**Frau Schlacher, wann hat es Ihnen zum ersten Mal die Sprache verschlagen?**

Vom ersten Augenblick an – und mit jeder Begegnung von neuem. Der Wissens- und Bildungsstand ist extrem hoch in Saudi-Arabien. In den Grossstädten sprechen die meisten Englisch, und dies sehr gut. Viele haben im Ausland studiert.

**Frauen wie Männer?**

Ganz anders als in Afghanistan werden Frauen nicht von der Bildung ferngehalten. Wenn ein saudisches Mädchen sagt, es wolle nicht an die Uni gehen, gibt es wahrscheinlich Knatsch mit dem Papa. Dass man keine ordentliche Ausbildung kriegt, geht gar nicht.

**Sie sprechen von einer kleinen Elite?**

Nein, das war eher die Norm. Ich traf zum Beispiel eine junge Frau, Sarah. Sie ist 31 und alleinerziehende Mutter zweier Kinder. Sie hat als Rezeptionistin in einem Hotel angefangen. Der Mann wollte sie nicht finanziell unterstützen. Sie liess sich scheiden. Jetzt ist sie General Manager einer Hotelkette, hat Tausende Angestellte unter sich und baut gerade vierzig Hotels in Mekka für umgerechnet 800 Millionen Euro.

**Was sagen die saudischen Männer, wenn ihr Chef eine Frau ist?**

Die meisten Männer, mit denen ich gesprochen habe, finden das ganz normal. Es gibt selbstverständlich eine Menge Männer, die meinen, die Frauen gehörten an den Herd. Aber die gibt es bei uns ja auch. Das hindert keine Frau, Karriere zu machen. >>>

Es ist erstaunlich, wie freizügig sich Frauen vor Ihrer Kamera zeigen – die Sportlerin mit der Langhantel etwa. Wie ist das möglich in diesem stockkonservativen Land?

«Man muss sich in der Öffentlichkeit respektvoll kleiden», so lautet die offizielle Kleiderordnung. Das Kopftuch ist jedoch nicht mehr Pflicht. Ich habe allen, die ich getroffen habe, gesagt: «Präsentiert euch so, wie es euch wohl ist.» Raghad, die Frau mit der Hantel, kam im Tanktop, in Jogging-Pants und mit offenem Haar daher. Sie ist ein ganz normales Madel, das immer schon sportfanatisch war. Sie hat sich als Kind mit den Jungs gerauft, jetzt stemmt sie Kilos.

**Sie haben zahlreiche fitte Frauen getroffen. Sind die Saudis eine Sportnation?**

Eigentlich nicht, bei Frauen ist Fettleibigkeit besonders verbreitet. Nun, da den Frauen das Ausüben von Sport erlaubt wurde, rennen sie den Klubs die Türen ein. Das Angebot reicht von Radsport bis Crossfit. Besonders in den Fitnesszentren schiesst die Zahl der Mitgliedschaften in schwindelerregende Höhen.

**Der neue Kronprinz scheint mit Zauberkraft ans Werk zu gehen – wie sonst kann man den rasanten Wandel erklären?**

Die Saudis sagen: «Der Wandel läuft schon seit gut zehn Jahren, aber das habt ihr im Westen nicht bemerkt.» In der Tat

---

**«Der Wandel läuft schon seit gut zehn Jahren, aber das habt ihr im Westen nicht bemerkt.»**

---

ist die Mentalität längst im Wandel, hin zu einer Öffnung.

**Warum halten sich die Klischees denn so hartnäckig?**

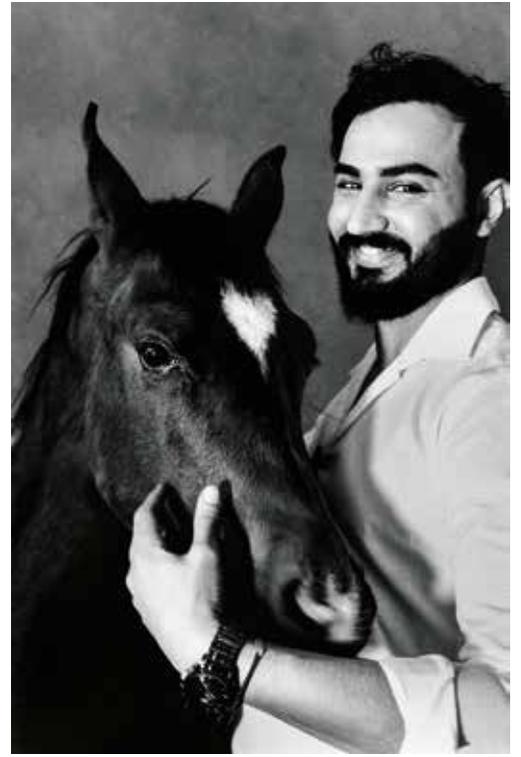
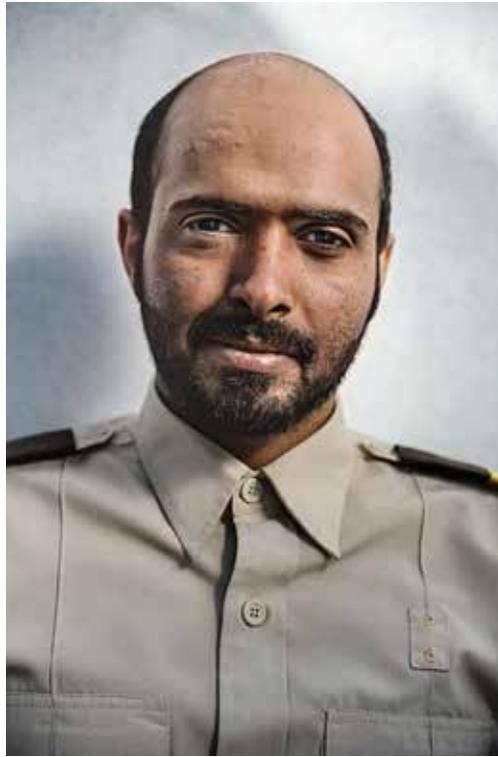
Wir wissen über fast alle Länder der Welt Bescheid, mit ein paar Ausnahmen wie Nordkorea oder Saudi-Arabien, weil es dort keinen Tourismus gibt. Ich hatte beruflich mit Saudis zu tun, die überhaupt nicht so waren, wie ich mir Saudis vorgestellt hatte. Sie waren liberal, hatten einen sarkastischen Humor. Ich habe gegoogelt und nichts als die bekannten Klischees wie Fanatismus und Frauenunterdrückung gefunden. Ich dachte mir: «Wir können jedes Land auf seine fünf schlechtesten Attribute runterbrechen, dann sehen wir alle nicht sehr gut aus.» Ich wollte es genau wissen und machte mich auf die Suche nach einem Sponsor. Dem King Faisal Center for Cultural and Islamic Studies in Riad gefiel mein Projekt, und so erhielt ich ein Visum für ein Jahr.

**Welches waren die roten Linien?**

Es gab keine. Ich erhielt die Erlaubnis, überall zu fotografieren, ohne Aufpasser. Sie ha-



**Reem, 28, Marktanalytikerin und Yogalehrerin:** Die Tochter einer Journalistin und eines Chirurgen ist in einer liberalen Familie aufgewachsen und hat an der Universität in Madrid studiert. «Heiraten kann jeder, aber nicht jeder kann die Welt verändern», sagte ihr Vater.



*Khadija, 26, Tanzlehrerin (l.):* 2015 eröffnete die Ärztin ihr Studio für afrikanischen Tanz. Sie unterrichtet in Saudi-Arabien und Kuwait.  
*Saeed, 30, Wächter (M.):* Neben seinem Job betreibt Saeed einen Snapchat-Kanal für Männer mit Glatze. Sein Kanal hat über 40 000 Follower.  
*Abdulaziz, 28, Pferdezüchter (r.):* Der in einer wohlhabenden Familie aufgewachsene Tierfreund lebt ohne jeden Luxus auf seiner abgelegenen Farm.



*Meshal, 37, Archäologe und Touristiker:* Meshal stammt aus al-Ula im Norden Saudi-Arabiens, wo ganze Zivilisationen unter dem Sand vergraben liegen. Er kennt diese Region, die er meist zu Fuss und alleine erkundet hat, wie seine Westentasche und hofft, dass mit den Reformen mehr Geld in die Archäologie fließen wird und internationale Teams zum Graben und Forschen eingeladen werden.

ben mich einfach machen lassen. Ich habe 81 Leute interviewt und 14 800 Digitalfotos geschossen, plus hundert Rollen Film! Keines der Bilder wurde überprüft. Sie waren froh, dass endlich jemand vorbeikommt und nicht bloss über Politik reden will, sondern normale Leute trifft und fragt: «Wer bist du eigentlich, und wie lebst du?»

#### Wie daten sich eigentlich junge Saudis?

In den Restaurants gibt's zwei Eingänge: einen für Familien, einen für Singles, der strikt für Männer reserviert war. Damit blieb für Frauen, die nicht in Begleitung von verwandten Männern waren, der Eintritt verboten. Mittlerweile sind die Kontrollen so aufgeweicht, dass jede Menge Frauen mit Männern herumsitzen, die mit ihnen in kei-

---

#### «Interessanterweise zählen die Koran-Gelehrten und Imame zu den liberalsten Saudis.»

---

ner Weise verwandt sind, und es sagt niemand mehr etwas. Die religiöse Polizei, die Mutawa, die einst unziemlich bedeckten Frauen auf die Haxen schlug oder sie verhaftete, darf nicht mehr in der Öffentlichkeit walten. Niemand, dem ich begegnet bin, hat sich gegen die Öffnungspolitik ausgesprochen. Interessanterweise zählten die Koran-Gelehrten und Imame zu den liberalsten Saudis, die ich getroffen habe. Auch die Einwohner bei den heiligsten Stätten, Mekka und Medina, sind sehr weltoffen. Sie kommen durch die Pilgerströme von klein auf mit Kulturen aus aller Welt in Kontakt.

#### Ein eindrückliches Gesicht hat der Mann mit Kapuze und Kippe. Wer ist er?

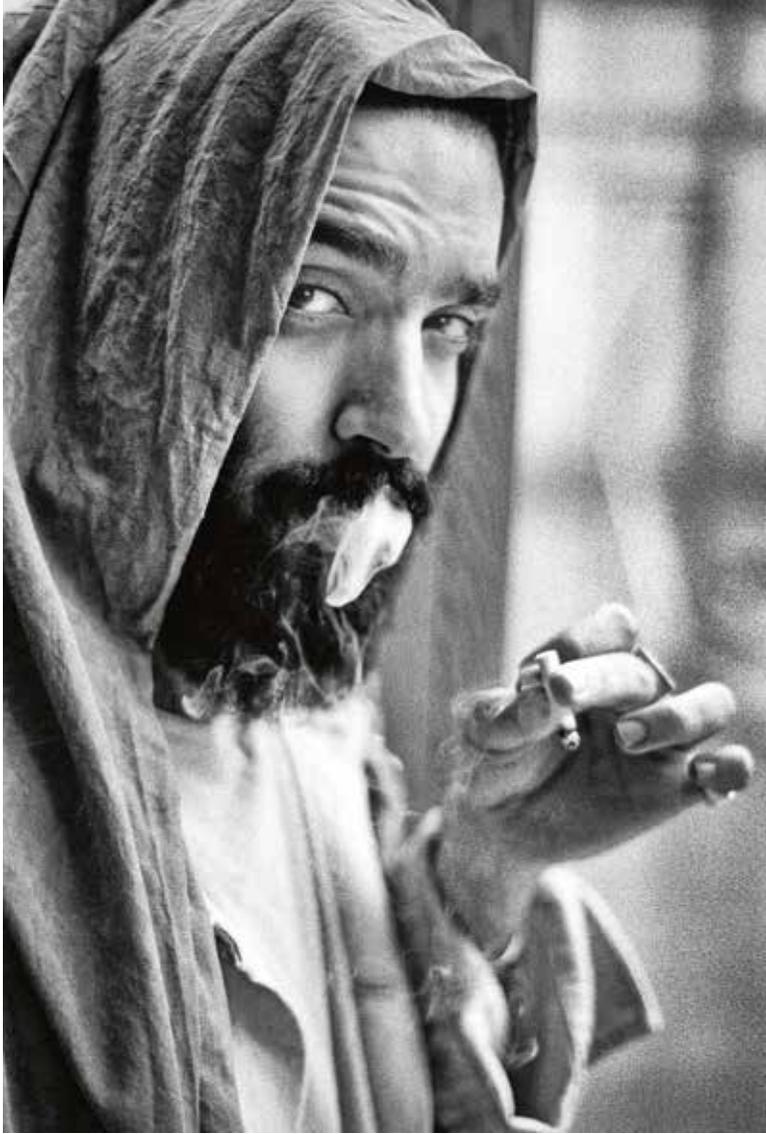
Shaweesh, ein bildender Künstler, er macht Pop-Art und ist im arabischen Raum schon ziemlich renommiert, seine Bilder kosten bis zu 10 000 Euro. Politisch ist seine Arbeit ein bisschen brenzlig. Er arbeitet oft mit Fotocollagen. Auf einem Foto, das König Faisal im Plenum der Uno in New York zeigt, hat er neben dem König Yoda, den Jedi-Meister aus der «Star Wars»-Serie, eingescannt. Ein Mitarbeiter des Erziehungsministeriums, auf der Suche nach Material für ein neues Geschichtsbuch, hat irrtümlicherweise dieses Bild ausgewählt. So landete Yoda neben dem König in den Schulbüchern, die im ganzen Königreich vertrieben wurden. Shaweesh hatte natürlich Riesenbammel und dachte bereits an Flucht. Aber das ganze Land fand die Panne zum Schiessen komisch. Auf einen Schlag war Shaweesh noch populärer. Die Saudis haben einen sehr erfrischenden Humor.

Ihre Eindrücke wird die Fotografin Alex Schlacher nächstes Jahr im Buch «People of the Kingdom» publizieren.

Die Fragen stellte Urs Gehrig.



**Maqbool, 54, Imker:** Der Chemiker lebt im Westen Saudi-Arabiens, in einer Gegend, die sechs Monate im Jahr mit Lavendel und Akazien übersät ist. Immer wieder amtiert er als Preisrichter bei Honigwettbewerben – sein eigener Honig wurde international prämiert.



**Shaweesh, 28, Pop-Art-Künstler (l.):** Seine Werke haben am internationalen Kunstmarkt bereits Tausende Dollar erzielt; zudem engagiert sich Shaweesh als Mentor für junge Künstler. **Badour, 27, Fitnesstrainerin (r.):** Die Übersetzerin und Event-Managerin reist um die ganze Welt, um sich mit Kursen zur Personal-Trainerin ausbilden zu lassen. Gerade ist sie mit einem weiteren Zertifikat aus Wales zurückgekommen.



**Sarah, 31, Hotelmanagerin:** Die alleinerziehende Mutter und frühere Rezeptionistin ist Chefin von 3000 Angestellten und baut 40 Hotels.



**Najla, 35, Konditorin:** Nach einem Aufenthalt in den USA sparte sie so lange, bis sie sich die Ausbildung an der renommierten International Culinary School in Pittsburgh leisten konnte. Heute sammelt sie berufliche Erfahrungen und betreibt nebenher ihre eigene Catering-Firma.



*Protest und Poesie: Morris, Curis, Sumner, Hook (v.l.), 1979.*

Pop

## Dämonische Zuckungen

**Vor vierzig Jahren veröffentlichte Joy Division die erste Platte. Die Band aus Manchester bleibt bis heute einflussreich. Ihr Sänger Ian Curtis war ein Rock-Schamane. Von Dominik Imseng**

Das bekannteste Bild der Band zeigt die Musiker auf einer Brücke. Das passt: Joy Division verband Punk mit Pop, Protest mit Poesie. Die Gruppe entstand 1976 nach einem Auftritt der Sex Pistols, der so brachial war, dass danach viele Konzertbesucher selbst eine Band gründeten – schlechter als Johnny Rotten und seine dilettantischen Mitstreiter konnten sie ja nicht sein. Auch zwei junge Männer aus der Nähe von Manchester fanden so zusammen: Bernard Sumner (Gitarre) und Peter Hook (Bass). Wenig später kamen Ian Curtis (Gesang) und Stephen Morris (Schlagzeug) hinzu.

### «Freuden-Abteilung» im KZ

Die vier Punk-Novizen nannten ihre Band Warsaw – inspiriert durch einen Song von David Bowie – und begeisterten erst niemanden. Einzig der Sänger fiel auf, aber nur wegen seines seltsamen Tanzstils. Ian Curtis zappelte und zuckte wie von Dämonen besessen. Gelegentlich demolierte er auch die Bühne oder wälzte sich in zerschlagenen Bierflaschen. Danach war Curtis wieder der höfliche junge Mann, als den man ihn ausserhalb seiner Auftritte mit Warsaw kannte. 1975, mit gerade mal neunzehn Jahren, hatte er sogar schon geheiratet.

Anfang 1978 benannte sich die Band in Joy Division um. Der neue Name ging auf den Roman «The House of Dolls» von Yehiel Feiner zurück. Darin beschreibt der Holocaust-Überlebende – unter dem Pseudonym Ka-tzetnik – eine «Freuden-Abteilung» im KZ Auschwitz, wo jüdische Mädchen deutschen Soldaten zu Diensten sein mussten. In Wahrheit gab es dieses Bordell überhaupt nicht. Der traumatisierte Feiner vermischte in seinem kruden Buch Realität und Fiktion.

Im Juni 1978 veröffentlichte Joy Division ihre erste Aufnahme – «An Ideal for Living» – mit gerade mal vier Songs. Die Band hatte noch keinen Plattenvertrag und finanzierte die Kurz-LP mit einem erschwindelten Kredit. Seine Frau Deborah und er brauchten neue Möbel, hatte Ian Curtis der Bank erzählt.

Das Album zeigte, woher Joy Division kam und wohin sich die Band entwickeln sollte. Die Songs «Failures» und «Warsaw» waren noch simpler Punk, doch «Leaders of Men» und «No Love Lost» zeigten, dass Joy Division nicht mehr auf erfolgreichere Punkbands wie die Stranglers oder die Buzzcocks schielte, sondern geradeaus schauen wollte. «Was würde nach der Explosion von Punk kom-

men?»), schien sich die Band in diesen Stücken zu fragen. Konnte man seinen rohen Sound verfeinern, etwa mit Anleihen bei experimentellen deutschen Bands wie Neu oder Can? Konnte man mit seiner Intensität nicht nur den Hass auf das «System» ausdrücken, sondern auch komplexere Gefühle? Schliesslich war Ian Curtis ein begeisterter Leser von Kafka, Dostojewski und William S. Burroughs, sah sich wie sein Vorbild Jim Morrison von den Doors als Rockpoet.

Doch der Sänger von Joy Division schrieb nicht nur düster-philosophische Texte. Wenn er seinen Kollegen beim Improvisieren zuhörte, erkannte Curtis auch sofort, welche Gitarrenriffs und Basslinien das Zeug zu einem guten neuen Song hatten. Sogar der eigenständige Sound der Band verdankte sich einer Anregung ihres Frontmanns. Weil Peter Hooks neuer Verstärker zu schwach war für kraftvolle Tieftöne, spielte der Bassist eine oder sogar zwei Oktaven höher als gewöhnlich. «Mach das immer so», meinte Curtis und ermunterte Hook zudem, die Melodieführung nicht wie üblich dem Gitarristen zu überlassen, sondern selber zu übernehmen.

Endgültig geformt wurde der Sound von Joy Division aber 1979 bei den Aufnahmen zu ihrem ersten richtigen Album: «Unknown Pleasures». Der Produzent Martin Hannett nahm den Titel der Platte wörtlich und suchte wie besessen nach ungehörten Klangfreuden. Dafür nahm er nicht nur das Geräusch einer Sprühdose oder gekauter Cornflakes auf, er zwang auch den Schlagzeuger der Band, zum menschlichen Drum-Computer zu werden.

Denn Hannett wollte den Klang der verschiedenen Trommeln und Becken mit einem der ersten digitalen Hallgeräte bearbeiten und liess dazu Stephen Morris jedes Element seines Schlagzeugs einzeln spielen – tagelang. Auch die anderen Mitglieder von Joy Division litten während der Aufnahmen für «Unknown Pleasures». «Spielt schneller, aber langsamer», beschied Hannett den Musikern. Oder: «Versucht es mal auf die gelbe Art.» Tatsächlich war der genialische Soundtüftler stark drogensüchtig und starb mit 42 Jahren an Herzversagen.

### Waren es die Medikamente?

«Unknown Pleasures», von der Kritik umjubelt, erschien im Juni 1979 bei Factory Records, einem neuen Label in Manchester, dessen exzentrischer Chef Tony Wilson den Musikern alle Rechte an ihren Songs zusicherte und den entsprechenden Vertrag mit seinem Blut unterschrieb. Doch es waren nicht nur Stücke wie «Disorder», «New Dawn Fades» oder «She's Lost Control», die Wilson begeisterten – die Bühnenpräsenz von Ian Curtis stellte mittlerweile sogar die seiner Vorbilder Jim Morrison oder Iggy Pop in den Schatten.

Während des langen Intros zum Song «Dead Souls», mit dem die Band ihre Konzerte oft begann, nahm der Sänger – einem Schamanen gleich – die Schwingungen seiner Kollegen und auch die des Publikums auf. Danach entschied sich Curtis, wie weit die Reise an diesem Abend gehen sollte. Nicht selten erlitt er dabei einen epileptischen Anfall – die Krankheit wurde bei ihm im Januar 1979 diagnostiziert. Dass die Konzertbesucher die spastischen Zuckungen des Sängers als Teil seiner Performance missdeuteten, verarbeitete Curtis im Song «Atrocity Exhibition», dem ersten Stück auf «Closer», dem zweiten Album von Joy Division.

Die Platte erschien im Juli 1980 und war erneut von Martin Hannett produziert worden, der jetzt auch Synthesizer einsetzte, um Curtis' düstere Texte zu vertonen. Bernard Sumner an der Gitarre und Peter Hook am Bass protestierten. Doch Hannett liess sich nicht beirren und vertrieb die Störenfriede, indem er im Studio die Klimaanlage voll aufdrehte. «Es war so kalt, dass wir unseren Atem sehen konnten», erinnert sich Sumner.

«Closer» gilt als Meilenstein der Musikgeschichte. Noch fesselnder und verstörender als «Unknown Pleasures», inspirierte das Album Bands wie U2, Nirvana oder die Smash-



Sänger Ian Curtis.

### Gelegentlich demolierte er die Bühne oder wälzte sich in zerschlagenen Bierflaschen.

ing Pumpkins. Auch neuere Gruppen wie Interpol oder Editors sind stark von Joy Division beeinflusst. Das Traurige ist: Als «Closer» erschien, hörte man darauf einen Toten singen. In den frühen Morgenstunden des 18. Mai 1980 hatte sich Ian Curtis in der Wohnung in der Nähe von Manchester, wo er zusammen mit seiner Frau und seiner einjährigen Tochter lebte, erhängt. Am folgenden Tag wäre Joy Division in den USA auf Tour gegangen.

Für Curtis' Umfeld war die Nachricht seines Selbstmords ein Schock. Doch in Wahrheit hatten die morbiden Songtexte auf «Closer» ihn angekündigt. Auch zeigte das Bild auf dem Plattencover, von Ian Curtis selbst ausgesucht, ein Grabmal.

Was genau den Sänger in den Suizid trieb, ist bis heute rätselhaft. Waren es die Medikamente, die er gegen die Epilepsie einnahm und die starke Stimmungsschwankungen auslösten? War es das unheilvolle Liebesdreieck zwischen Curtis, seiner Frau Deborah und Annik Honoré, einer belgischen Musikjournalistin? Vielleicht war es auch einfach Curtis' Faszination für den Mythos des jung verstorbenen Rockstars – mit Janis Joplin, Jim Morrison oder Jimi Hendrix, die alle nur 27 wurden. «Ich werde früh sterben», hatte Curtis seiner Frau stets gesagt.

### Geheimnis des Ruhms

Seine letzte Ruhe fand der Sänger von Joy Division auf dem Friedhof von Macclesfield im Süden von Manchester, unter einem Grabstein mit der Inschrift «Love Will Tear Us Apart» – dem Titel des wohl bekanntesten Liedes der Band. Es beginnt wie ein Punksong, doch dann erhebt sich über dem rohen Akkord eine Melodie, die so überirdisch schön ist, dass sie nicht nur von Curtis' Stimme getragen werden will, sondern auch von Peter Hooks Bass und – Produzent Martin Hannett hatte sich einmal mehr durchgesetzt – von einem Synthesizer.

Am Tag nach dem frühen Tod ihres Sängers löste sich Joy Division auf. Vielleicht ist dies das Geheimnis ihres bis heute anhaltenden Ruhms. Die Musik der Band wich der Stille, bevor sie ihren Zauber verlor.

Der Autor hat auf Spotify eine Playlist mit seinen Lieblingssongs von Joy Division erstellt: [tinyurl.com/weltwoche-joy-division](https://tinyurl.com/weltwoche-joy-division)

## Szene

# Die Untote

Iggy Azalea provoziert mal wieder. Müssen Rapper das?  
Von Anton Beck



Platz an der Sonne: Azalea.

**D**ekadente Autos, mehr Haut als Stoff und die Beleidigung von so ziemlich allem, was sich bewegt, gehören seit der Erfindung des Raps zu ihm. Nur wenige konnten da noch Tabus brechen. Iggy Azalea, 28, war eine von ihnen.

Die gebürtige Australierin, die 2011 mit dekadenten Autos, viel Haut und noch mehr Beleidigungen die Bühne betrat, steuerte einer steilen Karriere entgegen. Sie hatte massentaugliche Melodien, sang mit den richtigen Leuten im Duett (Charli XCX, Rita Ora) und streute hin und wieder gesellschaftskritische Brösel über ihre Texte. Azalea legte eine Bilderbuchkarriere hin und beanspruchte ihren Platz an der Sonne in der von Männern dominierten Szene. Klar, dass die Nominierungen und grossen Shows nicht lange auf sich warten liessen. Doch Azalea tappte in Fettnäpfchen, unter anderem mit zweideutigen Versen und Tweets, die ihr den Ruf einbrachten, rassistisch zu sein. So schnell es bergauf ging, ging es wieder runter.

### Lechzen nach Aufmerksamkeit

Obwohl im Rap vieles durchgeht, was in anderen Musikrichtungen längst #MeToo-Ent-rüstung auslöst, gibt es anscheinend dennoch Grenzen des Hinnehmbaren. So mussten unlängst die Gangsta-Rapper Farid Bang und Kollegah an der Echo-Verleihung lernen, dass die Kunstfreiheit nicht alles heiligt.

Nun versucht Azalea ein Comeback mit ihrer EP «Surviving the Summer», die im Juli erscheinen soll – und prompt sorgte sie schon wieder mit sehr freizügigen Bildern auf der Fotoplattform Instagram für eine Provokation: Eine Nacktwerbung für High Heels. Lechzt sie nach Aufmerksamkeit oder gehört das einfach zum Rap? Vielleicht weiss Azalea, dass nicht mehr tief fallen kann, wer schon einmal in Ungnade fiel – genauso, wie Untote nicht mehr sterben. ○



## Die Bibel

# Kirche braucht Führung

Von Peter Ruch

**W**ieder anderes fiel auf guten Boden und brachte Frucht. Es ging auf und wuchs. Und das eine trug dreissigfach, das andere sechzigfach, das dritte hundertfach (Markus 4,8). Das Gleichnis vom Sämann erzählen alle Evangelien ausser Johannes. Alle deuten den Samen als Wort Gottes. Der Same wird ausgesät, das Wort also öffentlich ausgerufen, lateinisch *praedicare*, wovon «predigen» abgeleitet ist. Das Evangelium wird gehört, aber nicht überall nachhaltig. Bei manchen gerät es sogleich in Vergessenheit, andere finden keine Zeit zum Nachdenken, oder es wird von wichtigeren Dingen verdrängt. Dementsprechend werden im Gleichnis die Samen von den Vögeln weggepickt, verdorren mangels Humus oder ersticken im Unkraut. Trotz allen Verlusten ergibt sich eine reiche Ernte. Das ist die Pointe dieses Gleichnisses.

Was soll der Sämann tun, wenn noch mehr Vögel, noch weniger Wasser oder noch dichteres Unkraut seine Bemühungen zu vereiteln drohen? Soll er den widrigen Umständen stärkere Bemühungen entgegensetzen? Oder soll er kürzertreten, weil die Aussichten ungünstig sind? Er wird wohl seine Anstrengungen steigern, sofern es die Kräfte zulassen. Das gilt auch für die Kirche angesichts der heutigen widrigen Umstände. Soweit ich sehe, tut aber zumindest die evangelische Kirche das Gegenteil: Sie baut Gottesdienste ab, selbst in Gemeinden mit solidem Gottesdienstbesuch. Überdies werden Feiertage wie Auffahrt oftmals übergangen. Nur wenige Pfarrer halten am Sonntag mehrere Gottesdienste. Das war jedoch während Generationen Standard. Im Thurgau waren wir bis in die neunziger Jahre zwanzig Pfarrer, darunter Frauen und ältere Kollegen, die sonntags stets zwei Gottesdienste und ausserdem Jugendgottesdienste hielten. Vor allem die kleineren Gemeinden zeigten eine hohe Teilnahme von bis gegen 20 Prozent der Gemeindeglieder. Das kann auch ein Teilzeitpfarrer heute leisten. Es ist der Kernauftrag. Vermutlich fehlt es weniger an den Ressourcen als an der Führung.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Flucht nach vorne: Sandra Bullock, Cate Blanchett, Rihanna, Mindy Kaling, Awkwafina, Helena Bonham

## Kino

# Wie ein Schöpfungsmythos

«Ocean's Eight», die Fortsetzung der legendären «Ocean's»-Reihe, ist erstmals nur mit Frauen besetzt – ein Feuerwerk wurde daraus nicht. Von Wolfram Knorr

**W**as für ein weiter, weiter Weg vom Obermacho Frank Sinatra als Danny Ocean aus dem Jahre 1960 über den smarten Charmebolzen George Clooney von 2001 bis zu Sandra Bullock als Dannys Schwester Debbie. Dazwischen liegt so manche Zeitgeistwandelung. Gradmesser für gesellschaftliche Veränderungen ist der sogenannte Bechdel-Test, den die Amerikanerin Alison Bechdel 1985 erfand, um aufzuzeigen, wie karg es in Hollywoodfilmen um die Frauenrollen bestellt ist. Ab 2007 wurde das Verhältnis von männlichen zu weiblichen Akteuren ernst genommen und das Missverhältnis öffentlich angeprangert. Lange sah es nicht allzu gut aus, doch dann bekamen die Bosse Muffensausen. Gefordert wurden in den immer feministischer geprägten Tests mindestens zwei Frauenrollen, die miteinander reden – und zwar nicht nur über Männer. Und haben die Frauen auch Namen? Wehe, die Grundbedingungen wurden nicht erfüllt!

«Ocean's Eight», so scheint es, erfüllt nicht nur die Bechdel-Voraussetzungen, sondern tritt sozusagen die Flucht nach vorne an: Hier gibt es fast keine Männer, und die Gaunertruppe, die bei einer mondänen Met-Gala Brillanten in Millionenhöhe klaut, besteht ausschliesslich aus Frauen! Sandra Bullock kommt mit einem perfekten Plan aus dem Knast und schart, neben ihrer Komplizin Cate Blanchett, Helena Bonham Carter, Rihanna, Sarah Paulson, Mindy Kaling, Awkwafina und Anne Hathaway um sich, um mal so richtig ausgelassen eine reine Macho-Domäne zu besetzen.

Man spürt, dass das Spiel den Aktrizen Spass gemacht hat, auch wenn die Regie (Gary Ross) noch immer in Männerhand ist und die Frauen ihre Gaunereien eine Spur zu hoch gestylt betreiben. Zwar hat am Drehbuch eine Frau mitgeschrieben, Olivia Milch, aber ein so richtiges komödiantisches Feuerwerk ist «Ocean's Eight» leider nicht geworden. Irritierenderweise gelang es nicht, aus Sandra Bullock eine handfeste Identifikationsfigur zu machen. So bleibt der Zuschauer emotional zu wenig an der Handlung beteiligt und bewundert dafür umso mehr das Outfit der Damen. Erst in der zweiten Hälfte nimmt der Jux einigermaßen Fahrt auf, ohne dabei gross Spannung zu entfalten. Vielleicht liegt es an den Darstellerinnen, die sich bewegen, als seien sie gerade einem Schöpfungsmythos entstiegen.

Ursprünglich waren mehrere Cameo-Auftritte der Männerriege geplant, vor allem einer mit Matt Damon. Doch dieser hatte sich mit freundlichen Äusserungen über Harvey Weinstein in die Nessel gesetzt, worauf ein Frauensturm der Empörung losbrach. Übrig geblieben ist als Einziger der gute alte Elliott Gould. Regisseur Ross rechtfertigte die Streichung der Cameos umständlich mit «dramaturgischen» Gründen. Das ist natürlich Quatsch: Die Produktion knickte aus kommerziellen Gründen vor den massiven Protesten der Frauen ein. Dafür sieht man bei der Gala, von Vogue und Cartier ausgerichtet, Promis von Anna Wintour über Heidi Klum und Serena Williams bis Kim Kardashian – alle, die gerade in sind. Mit Erfolg: In den USA ist «Ocean's Eight» auf Platz



Carter, Anne Hathaway, Sarah Paulson (v.l.).

eins und spielte am Startwochenende über 41 Millionen Dollar ein. Man darf gespannt sein, ob der Film hierzulande reüssieren wird.

★★★★☆

## Weitere Premieren

**On Chesil Beach** — Schwer drückt die kollektive Moral aufs Gemüt des jungen Paares. Florence (Saoirse Ronan) und Edward (Billy Howle) verbringen ihre Hochzeitsnacht in einem exklusiven Hotel am Meer. Doch aus den grossen Erwartungen wird nichts. Ihr Verhalten, von den frühen 1960er Jahren geprägt (aus heutiger Sicht also schwer verkorkst), verwandelt alles in ein existenzielles Problem. Sie wollen, aber wissen nicht so recht wie, missverstehen sich, reden um den heissen Brei herum und können



Schwer verkorkst: «On Chesil Beach».

einfach nicht aus ihren von der Erziehung genormten Vorstellungen ausbrechen – bis aus der Hochzeitsnacht ein Beziehungsgemurkse wird, das sich nicht mehr kitten lässt. Florence und Edward sind die Geschöpfe des britischen Autors Ian McEwan, von dessen hochgeschätzten Romanen zahlreiche verfilmt wurden. Literaturverfilmungen sind eine heikle Sache. Wird ein literarischer Tonfall in die Adaption übernommen, wirkt alles nur noch gestelzt, zart, extrem kostbar – und damit unglaublich. Dominic Cooke, Bühnenregisseur und Debütant in der Filmregie, entkam diesem Dilemma

nicht. Es bleibt ein dem Leben abgeneigter Konflikt voll kluger Dialoge und exzellenter Mimenkunst, nur eben nicht glaubwürdig. Die gestörten Nachkriegsjahre des Paares bleiben reine Behauptung. ★★★★★

**The King – Mit Elvis durch Amerika** — Im silbernen Rolls-Royce von Elvis Presley fährt der Dok-Filmer Eugene Jarecki über die Route 66 und lädt immer wieder Wegbegleiter des Idols in den Wagen. Die Fahrt mit Persönlichkeiten von Alec Baldwin bis Ethan Hawke ist eine symbolische Reise durch die Geschichte der USA. Und genau das ist das Brillante an Jareckis Film: Es ist keine Elvis-Bio, sondern



Wegbegleiter: «The King».

ein Porträt mit zahlreichen politischen Verweisen auf die Vereinigten Staaten am Beispiel des Kings of Rock 'n' Roll." ★★★★★

**Looking for Oum Kulthum** — Sie war eine Legende, die arabische Sängerin Oum Kulthum (1904–1975), die Maria Callas des Nahen Ostens. Die iranische Cineastin Shirin Neshat versucht, sich dem Superstar mit einem Film im Film zu nähern – und entfernt sich mit eitlen Reflexionen über Ruhm und Krisen immer weiter von ihm. Wer Kulthum war, bleibt nebulös. ★★★★★

## Knorrs Liste

1	<b>The Sense of an Ending</b> Regie: Ritesh Batra	★★★★★
2	<b>Visages Villages</b> Regie: Agnès Varda	★★★★★
3	<b>Sweet Country</b> Regie: Warwick Thornton	★★★★★
4	<b>The Bookshop</b> Regie: Isabel Coixet	★★★★★
5	<b>Pop Aye</b> Regie: Kirsten Tan	★★★★★
6	<b>In den Gängen</b> Regie: Thomas Stuber	★★★★★
7	<b>Jurassic World: Fallen Kingdom</b> Regie: Juan Antonio Bayona	★★★★★
8	<b>Tully</b> Regie: Jason Reitman	★★★★☆
9	<b>Isle of Dogs</b> Regie: Wes Anderson	★★★★☆
10	<b>Una questione privata</b> Regie: Gebrüder Taviani	★★★★☆

## Jazz

# Fanfaren für einen Grandseigneur

Von Peter Rüedi

John Lewis' Kompositionen, interpretiert von einer Big Band? Das scheint auf den ersten Blick ein No-Go zu sein. Der 2001 verstorbene Pianist ist heutigen Jazzliebhabern fast ausschliesslich noch als musikalischer Leiter des Modern Jazz Quartet präsent, das ab den fünfziger Jahren, stets makellos im Frack gekleidet, mit seinen Auftritten in den Konzertsälen namentlich Europas den Jazz, damals noch immer als eine *dirty music* in Verruf, selbst für die Mütter höherer Töchter salonfähig machte. Es war ein grosses Missverständnis.

Zwar hatte Lewis, als Pianist ein Asket und Raumkünstler, eine grosse Vorliebe für die Musik des europäischen Barock, und er avancierte auch zu einem der Exponenten des etwas fragwürdigen «Third Stream». Aber mit dem Vibrafonisten Milt Jackson hatte er mit sicherem Gespür für die Produktivität von Gegensätzen einen in der Wolle schwarz gefärbten Blues-Spezialisten und *soul brother* zur Seite. Mehr noch: John Lewis kam selbst aus dem Bebop. In der legendären kurzlebigen Big Band von Dizzy Gillespie ersetzte er seinerzeit Thelonious Monk am Piano (mit dem er, bei allen Differenzen, die Sparsamkeit seiner pianistischen Einwurfe teilte). Für Gillespies wilde Truppe schrieb er den Knüller «Two Bass Hit», und auf einigen der schönsten Savoy-Aufnahmen von Charlie Parkers Combo sass Lewis am Piano. Auch für das epochale Capitol Orchestra von Miles Davis («Birth of the Cool») schrieb John Lewis Arrangements. Wir arroganten Jungtürken verstanden den späteren musikalischen Universalismus nur als verräterische bourgeoise Anbiederung.

So ist die Hommage, die der aus New Orleans stammende Pianist Jon Batiste mit Wynton Marsalis und dessen Jazz at Lincoln Center Orchestra John Lewis ausrichtet, eine überfällige späte Ehrenrettung – für alle, die es nicht zuvor schon besser wussten. Mit einigen von Lewis' schönsten Hits (darunter eine allerdings etwas sehr pathetische Interpretation von «Django») und vier Orchesterversionen aus der MJQ-Suite «The Comedy». Die CD ist ein gutes Jahr alt, aber immer noch warm zu empfehlen.



The Jazz at Lincoln Center Orchestra with Wynton Marsalis, featuring Jon Batiste: The Music of John Lewis. Blue Engine Records BE0008

# Hitlers englische Freundin

Es war beim Essen in der Münchner «Osteria Bavaria», als sich Adolf Hitler in Unity Mitford verguckte. Sofort entfachte sich ein Zickenkrieg mit Hitlers Freundin Eva Braun. Die Britin mit Beinamen Valkyrie soll unter absoluter Geheimhaltung Hitler ein uneheliches Kind geboren haben. Von Giles Milton

Unity Mitford war eine unscheinbare Frau mit schlechten Zähnen und einem dicken Bauch. Doch ihr Aussehen hatte sie nie bekümmert, da sie sich bewusst war, dass sie sich ihren Traummann viel eher dadurch schnappen würde, dass sie ihre Meinung kundtat, als dass sie ihren Körper zur Schau stellte.

Im Sommer 1934 reiste sie nach München, wo sie ihr Idol, Adolf Hitler, zu treffen hoffte. Obschon er Deutschlands Führer war, konnte man ihn relativ leicht in der Öffentlichkeit sehen, da er viel Zeit in München verbrachte und jeden Tag in denselben Cafés und Restaurants ass.

Nachdem Unity erfahren hatte, dass er oft in der «Osteria Bavaria» zu Mittag ass, begann sie, auch dort zu essen. Sie tat alles Mögliche, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Doch es sollten zehn Monate vergehen, bis Hitler die hartnäckige Britin endlich an seinen Tisch einlud. Die beiden redeten eine halbe Stunde miteinander und begriffen schnell, dass sie seelenverwandt waren.

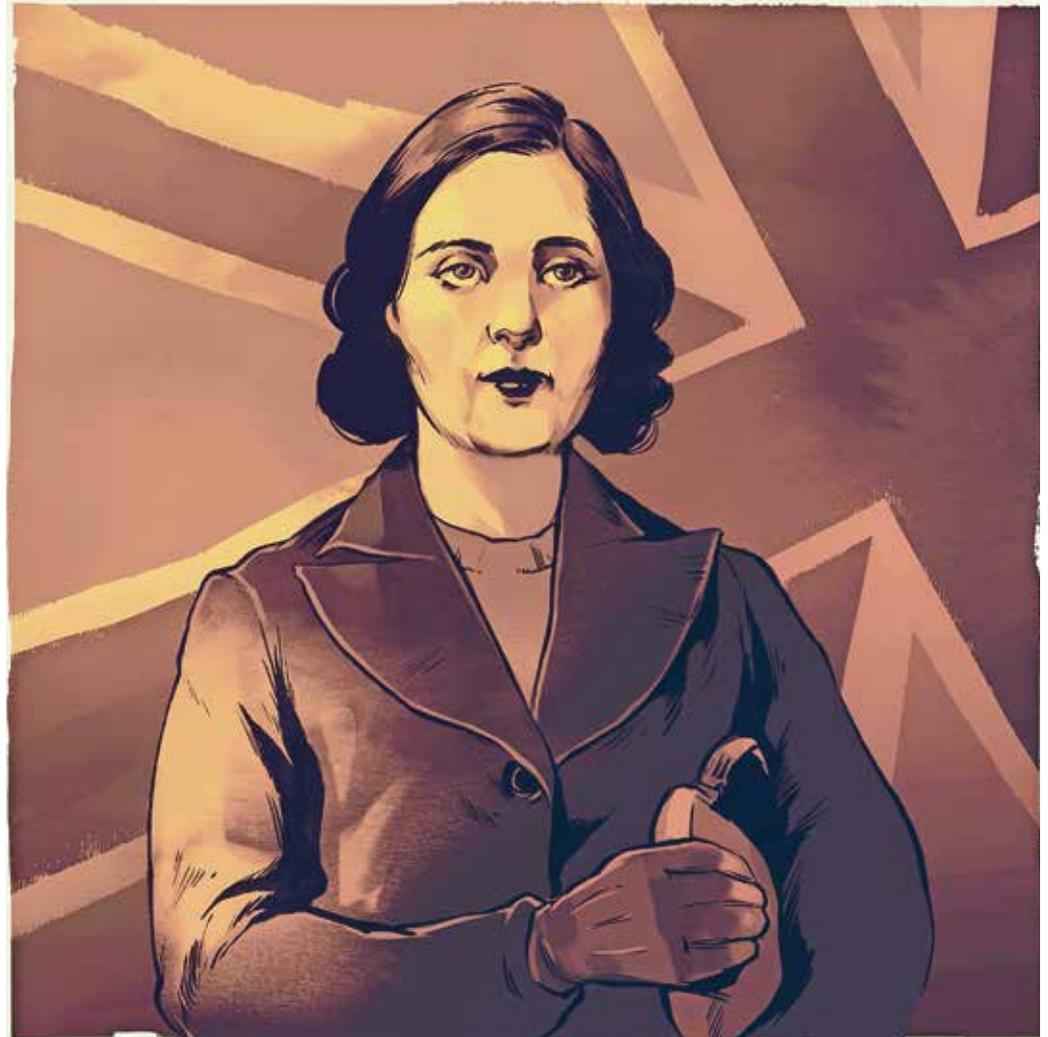
«Es war der wunderbarste und schönste Tag meines Lebens», schrieb Unity ihrem Vater. «Ich bin so glücklich, dass es mir nicht das Geringste ausmachen würde, zu sterben. Ich bin wohl das glücklichste Mädchen der Welt. Für mich ist er der grösste Mann aller Zeiten.»

Ihre Gefühle wurden erwidert. Dass Unitys zweiter Vorname Valkyrie lautete, faszinierte Hitler ganz besonders. Und mit Freuden erfuhr er, dass ihr Grossvater die antisemitischen Schriften Houston Stewart Chamberlains, eines von Hitlers Lieblingsautoren, aus dem Deutschen übersetzt hatte.

Hitler sah seine blonde englische Gefährtin immer häufiger, sehr zum Unwillen seiner offiziellen Freundin Eva Braun. Diese schrieb in ihr Tagebuch, Unity heisse nicht nur Walküre, sondern sehe auch so aus, insbesondere ihre Beine. Sie, Eva, Mätresse des grössten Mannes Deutschlands und der ganzen Welt, müsse zu Hause sitzen und warten, während die Sonne sie durch die Fensterscheiben verspottete.

Nun wurde Unity Mitgliedern von Hitlers engstem Kreis vorgestellt. Besonders gut verstand sie sich mit dem rüpelhaften Julius Streicher, dem Verleger des antisemitischen Hetzblatts *Der Stürmer*.

Als Unity eine rassistische Brandrede gegen die Juden hielt, fragte Streicher, ob er diese in



Seelenverwandt: Unity Mitford.

seiner Zeitung drucken dürfe. Unity fühlte sich geschmeichelt. «Die Engländer haben keine Ahnung von der jüdischen Gefahr», begann ihr Artikel. «Unsere schlimmsten Juden arbeiten nur hinter den Kulissen. Mit Freuden denken wir an den Tag, an dem wir sagen können: <England den Engländern! Raus mit den Juden! Heil Hitler!>» Und ihr Text endete mit den Worten: «Publizieren Sie den Text bitte mit meinem vollen Namen. Alle sollen wissen, dass ich eine Judenhasserin bin.»

Hitler freute sich so über das, was Unity geschrieben hatte, dass er sie mit einem goldenen Hakenkreuz-Abzeichen sowie einer Privatloge bei den Olympischen Spielen in Berlin 1936 auszeichnete.

Sie wurde zu einer Vertrauten des Führers, besuchte ihn oft und äusserte andauernd ihre Bewunderung für ihn. Er war ebenso angetan von ihr: 1938 bot er ihr gar eine Wohnung in

München an. Unity machte sich grosse Hoffnungen, Eva Braun in seiner Gunst verdrängen zu können.

Unterdessen hatte ihr Verhalten den Verdacht des britischen Geheimdienstes erregt. Der Leiter des MI5, Guy Liddell, war besonders beunruhigt über ihre Nähe zu Hitler. Seiner Meinung nach sollte Unity wegen dieser Freundschaft des Hochverrates angeklagt werden, sollte sie je nach Grossbritannien zurückkehren.

Sogar nach Grossbritanniens Kriegserklärung am 3. September 1939 weigerte sich Unity, Deutschland zu verlassen. Doch sie war zutiefst deprimiert über die Entwicklung, vor allem wegen deren Auswirkungen auf ihre Beziehung zu Hitler.

Sie ging in Münchens Englischen Garten, hielt die Pistole mit dem Perlmuttergriff, die

Hitler ihr geschenkt hatte, an ihren Kopf und drückte ab.

Sie wurde schwer verletzt, überlebte aber erstaunlicherweise. Sie wurde in einem Münchner Krankenhaus gepflegt (die Kosten übernahm Hitler), dann wurde sie in die Schweiz geschafft. Nachdem sie sich einigermaßen erholt hatte, reiste ihre Schwester Deborah nach Bern, um sie nach Grossbritannien zurückzubringen.

«Wir waren nicht auf das gefasst, was wir vorfanden: Die Person, die da im Bett lag, war todkrank. Sie hatte fast 13 Kilogramm ab-

---

«Ich bin wohl das glücklichste Mädchen der Welt. Für mich ist er der grösste Mann aller Zeiten.»

---

genommen, bestand nur noch aus riesigen Augen und verfilztem Haar, das niemand berührt hatte, seit die Kugel in ihren Schädel gedrungen war.»

**W**as danach geschah, ist geheimnisumwittert. Gemäss offiziellen Darstellungen wurde sie auf den Familiensitz in Swinbrook, Oxfordshire, gebracht. Sie lernte wieder zu gehen, erholte sich aber nie ganz. Sie starb 1948 an einer Hirnhautentzündung, ausgelöst durch die Kugel in ihrem Gehirn.

Es gibt aber auch eine aufregendere Geschichte über ihre Rückkehr nach Britannien. Laut unbestätigten Gerüchten wurde Unity in eine private Entbindungsklinik in Oxford gebracht. Hier soll sie unter absoluter Geheimhaltung Hitlers uneheliches Kind geboren haben.

Die Frau, die diese Behauptung aufstellte, Val Hann, ist die Nichte der früheren Spitaldirektorin Betty Norton. Betty habe die Geschichte ihrer Schwester erzählt, die sie an Val weitergegeben habe.

Sollte die Geschichte stimmen, hiesse dies, dass Hitlers Kind möglicherweise noch immer irgendwo in England lebt.

Aber wirklich Bescheid wissen werden wir wohl nie: Betty Norton ist vor langer Zeit gestorben, und in der Entbindungsklinik wurden während des Kriegs geborene Babys nicht registriert.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. [www.gilesmilton.com](http://www.gilesmilton.com)

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:  
«Kampf des Jahrhunderts»



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Meine Kinder lesen keine Bücher. Vielleicht bin ich altmodisch, aber mir macht es Sorgen, dass sie mit dem Kulturgut Buch so gar nichts anfangen können. Und dies, obschon wir ihnen früher viel vorgelesen haben und eine grosse Bibliothek zu Hause haben. Muss ich mich damit abfinden, dass das Bücherlesen einen leisen Tod erfährt? Liege ich falsch, wenn ich behaupte, dass damit etwas vom Wichtigsten verlorengeht?**

Ramona M., Zürich

Es ist verständlich, dass Sie die Tatsache, dass Ihre Kinder keine Bücher lesen, mit Sorge verfolgen. Insbesondere darum, weil Sie das Buch als hohes Kulturgut empfinden und es Ihnen sehr viel bedeutet. Sie haben Angst, Ihre grosse Bibliothek zu Hause werde wohl überflüssig, und Ihr Ziel ist es, Ihre Buchbegeisterung auf Ihre Kinder zu übertragen. Doch anscheinend wollte der Funke nicht überspringen. Schade!

Was machen denn Ihre Kinder statt lesen? Fernsehen? Gamen? Sport treiben?

Musizieren? Wahrscheinlich machen sie irgendetwas in dieser freien Zeit.

Zunächst: Eine Katastrophe ist es nicht, wenn Kinder keine Bücher lesen – auch wenn sie etwas verpassen, was uns selbst lieb und wertvoll ist. Verloren sind sie deshalb noch lange nicht. Der Mensch kann auch mit ganz anderem glücklich sein oder werden. Ich kenne Familien, in denen einzelne Kinder richtiggehende Leseratten sind und andere, in denen das genaue Gegenteil zutrifft. Diese ziehen Fussball und Computerspiele vor, entwickeln sich aber auf ihre Weise. Wenn sich keine gefährlichen Abhängigkeiten und Süchte abzeichnen, empfehle ich Ihnen, das laufen zu lassen.

Vielleicht wollen die Kinder aber gerade deshalb nicht lesen, weil ihre Eltern dies so wichtig finden. Denn viele Kinder haben das Bedürfnis, sich bewusst von den Eltern abzugrenzen, um Selbständigkeit zu markieren. Später, wenn diese Phase vorbei ist, beginnen sie vielleicht still und unbemerkt (wieder) zu lesen! Generalisieren würde ich das nicht. Nur weil weniger Kinder lesen – und darunter Ihre eigenen –, erleidet das Bücherlesen noch lange nicht den von Ihnen gefürchteten «leisen Tod».

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

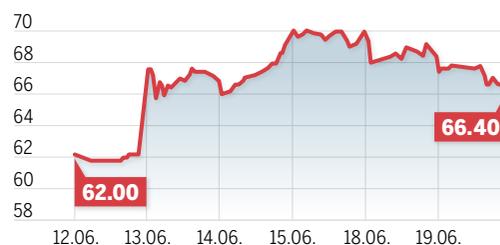
## Gewinner der Woche

### Aufstieg aus dem Tal

Zuerst eine aufmunternde Meldung zu einer überraschend guten Geschäftsentwicklung im bisherigen Jahresverlauf, fünf Tage später die Bekanntgabe, dass ein Grossauftrag eingegangen sei – die im Geschäft mit Leiterplatten, Schaltungen und massgeschneiderten Elektronik-Lösungen tätige Cicor-Gruppe hat jüngst geschäftlich und an der Börse an Schwung gewonnen. Besonders die positive Vorab-Meldung zum Semesterausweis hat am 13. Juni eine deutliche Wertsteigerung bewirkt. Cicor erwartet angesichts des starken Umsatzwachstums einen höheren Betriebs- und Reingewinn und höhere Margen als im Vorjahr. Das Unternehmen, das an zehn Produktionsstandorten rund 1900 Personen beschäftigt, kommt quasi aus einem Tal des Leidens mit mehrjähriger

### Aktienkurs von Cicor Technologies

Vom 12. bis 19. Juni 2018, in Franken



QUELLE: SIX

Umsatz- und Ertragsschwäche sowie einem Umbau der Führung. Die gut fünfzigjährige, in Crissier und Boudry aufgewachsene Firma ist in Asien mit Massenfertigung stark gewachsen. *Beat Gygi*



Thiel

## Islam für alle

Von Andreas Thiel

**Soziologin:** Woraus erwächst dem Islam denn der grössere Widerstand? Eher aus liberalen oder aus religiös-konservativen Kreisen?

**Imam:** Mit dem Abendland verbindet uns mehr, als uns trennt. Dass der Islam jede Form bildlicher Darstellung verbietet, verbindet uns beispielsweise mit dem Protestantismus.

**Soziologin:** Und was verbindet Sie mit dem Katholizismus?

**Imam:** Immer mehr. Wir haben zum Beispiel damit begonnen, in unseren Moscheen Wein in das Blut Mohammeds zu verwandeln.

**Soziologin:** Aber Muslime dürfen doch gar keinen Wein trinken.

**Imam:** Vor der Verwandlung wäre das in der Tat eine Sünde. Aber das Blut Mohammeds ist natürlich heilig. Wir verzeichnen sogar einen viel grösseren Zulauf in den Moscheen, seit wir das Blut Mohammeds ausschenken.

**Soziologin:** Aber von liberaler Seite weht Ihnen ein kalter Wind entgegen, nicht wahr?

**Imam:** Wieso? Die Idee der Polygamie ist doch sehr liberal.

**Soziologin:** Die bringt Ihnen aber Kritik aus der linksfeministischen Ecke ein.

**Imam:** Nicht, seit wir die Gruppenehe auch für Homosexuelle zulassen. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie viele Homosexuelle seither zum Islam konvertiert sind.

**Soziologin:** Aber die Linken üben doch traditionell ganz grundsätzlich gerne Religionskritik.

**Imam:** Mit den Linken haben wir seit jeher am wenigsten Probleme. Dass wir die Menschheit in Gläubige und Ungläubige teilen, entspricht sehr dem linken Weltbild von der Kategorisierung der Menschen in Sozialisten und Kapitalisten.

**Soziologin:** Aber das autoritäre Rechtssystem der Scharia muss doch zumindest der Juso ein Dorn im Auge sein.

**Imam:** Wieso? Die Aussicht, am 1. Mai legal ein paar Kapitalisten steinig zu dürfen ...

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## 20 Jahre, 50 Jahre, 60 Jahre

Gastro-Unternehmer Michel Péclard feierte traumhaft; goldene Hochzeit von Roberto Guldener; Jubiläum der Galerie Koller im Abendlicht. Von Hildegard Schwaninger

Wenn Michel Péclard auf die Pauke haut, dann richtig. Jetzt hat er seit zwanzig Jahren am Utoquai die «Pumpstation», seine gastronomische Goldgrube direkt am Zürichsee, und das musste gefeiert werden. So lud er ins «Fischer's Fritz» zur Superparty. Das Areal mit Restaurant und Campingplatz war für diesen Abend in einen grossen Rummelplatz verwandelt: «Péclards Park». Clowns und hübsche Akrobatinnen begrüsst die Gäste. Sogar ein Liliputaner im Smoking spazierte herum. Für Unterhaltung war gesorgt: Valentina mit ihrem Seelöwen, assistiert von Ehemann René Pellanda, der Tausendsassa Freddy Nock auf seinem Motorrad, Trapezkünstler, Konzert von Philipp Fankhauser. Sushi, Bratwürste, Fisch-Chnusperli, meterlange Cremeschnitten. Jacky Donatz reichte Kaviar aus Uruguay. Péclards gastronomische Fantasie scheint grenzenlos. Er dankte seinen Lieferanten, die alles spendiert haben. An einer Bar konnte man sich die raffiniertesten Drinks mixen lassen.

Kunterbunt wie das kulinarische Angebot war auch die illustre Gästeschar, die durch das Erscheinen von Mirka Federer gekrönt wurde: der Schweizer Schokoladenkönig Ernst Tanner (Lindt-&-Sprüngli-Präsident) mit Renata, Unternehmer Peter A.C. Blum mit Bea, Unternehmer Beat Meyerstein (Autop) und Anne, Klinik-Pyramide-Chef Cédric George, Internet-Pionier Thomas Sterchi (Erfinder des Portals Jobs.ch), «Das Zelt»-Unternehmer Adrian Steiner mit Cathrine, Gastronom und Polospie-

ler Cédric Schweri mit Freundin Jennifer Leni, die von seiner Ex Karin Lanz stürmisch begrüsst wurde, *Persönlich*-Verleger und Bücherautor Matthias Ackeret, Kunsthaus-«Aussenminister» Christoph Stuehn (ist als Direktionsmitglied zuständig für Kommunikation), Christian Jott Jenny vom «Amt für Ideen». Auch Péclards Privatleben war präsent: seine Ex-Ehefrau, die Dermatologin Mandana Péclard, sowie seine Ex-Amour-fou Patricia Boser.

Michel Péclard wollte, dass sein Fest das Fest aller Feste wird, unvergesslich. So rief er seinen Gästen zu: «Geniesst es! Seid vergnügt! Seid hemmungslos!» Was die Gäste dann, befeuert von Champagner und Moscow Mule, auch taten. Das Fest dauerte fünf Stunden, am nächsten Morgen war der Rummelplatz wieder abgebaut, verschwunden – wie ein schöner Traum.

Nicht mehr alle erinnern sich an Robert Guldener, der einst an der Zürcher Bahnhofstrasse eines der elegantesten Kleidergeschäfte betrieb. Vor bald dreissig Jahren machte er den Laden zu und zog in die Toskana, wo er zum Weinbauer mutierte. Mittlerweile heisst er Roberto Guldener und besitzt ein bedeutendes Weingut. Nach Zürich kommt er meistens zum Sechseläuten, er ist in der Zunft Riesbach. Kürzlich lud er ins «Chez Fritz» (privilegierte Lage am Zürichsee), um zu feiern, dass er mit seiner Frau Maja seit fünfzig Jahren verheiratet ist. Es waren vor allem Zünfter mit ihren Frauen anwesend. Roberto und Maja Guldener haben am



Fast verliebt

## Schlecht bestückt

Von Claudia Schumacher

Er war so klein, so etwas habe ich davor und auch danach nie wieder bei einem anderen Mann gesehen», schreibt Céline – und natürlich schicken jetzt alle Lach-Emojis, auch wenn wir es nicht böse meinen.

Es ist erstaunlich, wie präsent Brüste in unserer Gesellschaft sind. Von Werbeplakaten, aus OP-Dokus im SRF und von jedem Boulevardblatt wippen sie uns entgegen. Aber das Körperteil, das dem Grossteil der Frauen Lust bereitet? Bleibt privat. Während es in Buchhandlungen neuerdings Tische mit Vaginen-Büchern gibt, ist der Penis kein Thema. Im Alltag präsent ist er nur in Form von Kirchtürmen. Weshalb ich eine Penis-Whatsapp-Gruppe mit Freundinnen einberief – und manche Erkenntnis gewann.

Die Frage, die sich zuerst in den Vordergrund drängte: «Welche Männer sind am schlechtesten bestückt, und wie können wir sie schon von weitem erkennen?»

Mareike schickte eine Weltkarte in die Gruppe: Länder nach Penisgrössen. Am zartesten sind demnach die Asiaten ausgestattet, allen voran die Inder mit 11cm. Die Russen



«Seid hemmungslos!»: Gastgeber Péclard (M.).



Am Zürichsee: Cédric Schweri, Jennifer Leni.



Direkt an der Limmat: Corinne und Cyril Koller.

15. Juni 1968 in der Kirche in Greifensee geheiratet, man feierte im «Zunftthaus zur Meisen». Bei der goldenen Hochzeit gab es das genau gleiche Menü wie bei der Hochzeit. Roberto Guldener lernte seine Frau in Barcelona kennen, wo er mit Anfang zwanzig war, um Spanisch zu lernen. «Nütze die Gelegenheit zum Glück!», sagte er sich damals. Und heute: «Maja ist so schön, so elegant, so sexy wie damals.»

Unter den Gästen sah man Nationalrat Gregor Rutz (Zunft Witikon) mit seiner Frau Beatrix, den mit Roberto Guldener auch die Freude am Wein verbindet (Rutz ist beteiligt an einer exklusiven Weinhandlung). Anwesend waren auch Christian Rohrbach, Ehrenzunftmeister der Zunft Hard, der gerade mit einem Mehr-Tage-Fest seinen 70. Geburtstag gefeiert hatte, mit Partnerin Brigitte Bieri sowie Jürg Zehnder, Ehrenzunftmeister der Zunft zur Waag, mit seiner Frau Maria Zehnder, die eine der ersten Catering-Firmen in Zürich hatte. Heute organisiert sie Kochkurse (Wecook.ch).

Seinen grossen Auftritt hatte der über neunzig Jahre alte Pierre Koller, als die Galerie Koller ihr sechzigjähriges Bestehen feierte. Der Gründer und Senior-Chef hielt eine Rede, die gewürzt war mit seinem stadtbekanntem Esprit und *Laisser-vivre*. Das Fest fand auf der Terrasse des Auktionshauses statt; ein Zelt war aufgebaut, man sass direkt an der im Abendlicht leuchtenden Limmat. Franzoli war für den *cocktail d'natote* zuständig, eine Jazzband spielte, es war der Auftakt zu den Auktionen, die nächste Woche stattfinden. Gastgeber waren Cyril Koller und seine Frau Corinne, die das Auktionshaus heute führen. Jara Koller, eine der vier Töchter, leitet das Department «Mode, Luxe & Vintage».

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

kommen auf 13 cm. In den meisten Ländern des Westens ist man mit durchschnittlichen 14 cm im internationalen Vergleich gut aufgestellt, getoppt wird man hier nur von ein paar afrikanischen und südamerikanischen Ländern, die offenbar einen Zentimeter mehr aufbringen. Nach unten schlagen in Europa die Spanier (13 cm) und die Italiener (12 cm) aus. «Eine Erklärung des Machos?», fragt Mareike unter der Karte.

In der darauffolgenden Diskussion eruieren wir einen Indikator, der übers Geografische hinaus geht. Und zwar: «Betont schöne Männer, hypergepflegte, super exakt getrimmte, wahnsinnig modische Typen, auf die man vielleicht im ersten Moment abfährt, haben in aller Regel absurd kleine Penisse», schreibt Sabine, die sich sonst eigentlich nicht so ausdrückt; offenbar bringt sie das Thema in Fahrt. Wir anderen bestätigen das, sei es aus

Erfahrung oder vom Hörensagen: Die Aller-eitelsten haben oft eine Kleinigkeit zu verbergen – was nicht für naturschöne Männer gilt, die kommen ja in allen Grössen.

«Und wie wichtig ist die Grösse?» An dieser Stelle kann fast jede von einer negativen Erfahrung mit einem «zu gut» bestückten Mann berichten. Denn das tut weh, vor allem nach dem dritten Mal in Folge. «Zu klein» ist leider tatsächlich auch kein Bringer. «Am besten so durchschnittlich gross», findet Céline, worauf wir uns einigen können – der Längen-Hype ist wirklich Unsinn. Wichtiger ist tatsächlich die Technik, das Gefühl, das der Mann aufbringt. Oder eben nicht. «Ich finde Härte und Dicke noch interessant», fügt Larissa an. «Wir Frauen sind anatomisch ja auch nicht alle gleich. Er muss vor allem zu mir passen, um die richtigen Punkte zu treffen.»



Unten durch

## Dunkle Kräfte

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du bist Lehrer und schreibst eine Mail an die Eltern. Du möchtest sie an die bald stattfindende Schulreise erinnern und schreibst gutgelaunt, die Schlechtwetterperiode werde bis dann sicher vorbei sein, bei der Schulreise gelte die Parole: «Regen verboten!» Am nächsten Tag ruft der Rektor dich in sein Büro. Er sagt, zwei Väter mit türkischem Migrationshintergrund hätten ihn heute morgen gefragt, ob die Schuldirektion sie als Türken zu den Afrikanern zähle oder ob ihre Kinder auf die Schulreise mitdürften. Du hast keine Ahnung, wovon der Rektor spricht – bis er dir deine Mail vorliest: «[...] bei der Schulreise gilt die Parole: Neger verboten!» Heiliger Strohsack! Du betuerst, dass du natürlich «Regen» schreiben wolltest. Dein verfluchtes Korrekturprogramm hat dir wieder mal einen Streich gespielt, wie damals, als du in einer Rundmail an die Eltern geschrieben hast: «Die Erektionen am Mittwochnachmittag fallen aus.»

Du schwörst dem Rektor, dass du schon viermal in Afrika warst, genauer in der Nähe von Afrika, auf Teneriffa, und dass du alle Platten von James Brown hast. Aber der Rektor misstraut dir. Er sagt, er werde einen ausserordentlichen Elternabend einberufen, denn deine Mail habe «dunkle Kräfte» heraufbeschworen – denen müsse man Einhalt gebieten. Aha, dunkle Kräfte! Du schlägst dem Rektor vor, er solle doch besser nicht von «dunklen Kräften» sprechen, sondern von «weissen Kräften», sonst komme man am Ende noch auf die Idee, dass er mit Rassisten Afrikaner meine.

Am Nachmittag findest du in deiner Mailbox die Mail, mit der der Rektor die Eltern der 5. Klasse zu einem «Elternabend der Toleranz» einlädt. «Damit möchten wir ein Zeichen dafür setzen», schreibt der Rektor, «dass weisse Kräfte, insbesondere Migrationsgegner und Bassisten, an unserer Schule nicht geduldet werden.» Heutzutage muss halt alles schnell gehen. Wer hat noch Zeit, seine Mails vor dem Abficken ... äh, Abschicken durchzulesen? Am Elternabend lässt Johnny Brauchle, der Bassist einer stadtbekannteren Rockband, den Rektor nicht mal die Begrüssungsworte aussprechen. Brauchle sagt,

>>> Fortsetzung auf Seite 64

er wolle jetzt mal wissen, weshalb die Schule Bassisten in einen Topf mit dem Ku-Klux-Klan werfe. Der Rektor sagt, er habe sich vertippt, er benutze aus Prinzip kein Korrekturprogramm.

Die beiden türkischen Väter sagen, dass sie Probleme damit hätten, wenn Bassisten mit auf die Schulreise kämen, denn Musik könnte ihre Kinder vom Glauben wegführen. Eine deutsche Mutter sagt, sie habe vor allem Probleme mit der Bezeichnung «Schulreise». Das sei ein schweizerischer Begriff. In Deutschland heisse es «Klassenfahrt». Da es in dieser Klasse fünf Kinder mit deutschem Migrationshintergrund gebe, rege sie an, den ethnozentrischen Begriff «Schulreise» nicht mehr zu benutzen. Die beiden türkischen Väter klatschen und schlagen vor, stattdessen das türkische Wort für Schulreise, *smf gezisi*, zu verwenden. Der Vater des einzigen afrikanischen Kindes hebt die Hand, und als der Rektor ihm das Wort gibt, fragt er: «Muss meine Tochter Senait jetzt mitkommen oder nicht?» – «Sie muss nicht», sagt der Rektor, «sie darf!» – «Aber sie möchte an dem Tag lieber zu Hause bleiben und Klavier üben», sagt der Vater, «sie spielt gern Musik.» – «Bravo!», ruft Bassist Brauchle. «Sie soll ruhig zu Hause bleiben!», sagen die türkischen Musikgegner.

Aber das kommt für den Rektor überhaupt nicht in Frage. Er sagt, wenn Senait nicht an der *smf gezisi* teilnehme, hätten die weissen Kräfte gewonnen! «Diese Leute», sagt er und zeigt auf dich, «würden dann triumphieren!» Er verkündet, dass die Teilnahme an der *smf gezisi* sowieso obligatorisch ist, aber für Senait ganz besonders. «Sie darf, aber sie muss auch!», ruft der Rektor, und du denkst, dass man diesen Satz in Zukunft möglicherweise noch oft hören wird.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein Cabernet Süd

Von Peter Rüedi

Unter Weinfreunden gibt es jede Menge Fundamentalisten und Ideologen. Ich meine damit nicht in erster Linie die Anhänger eines biologischen oder integrierten Weinbaus, noch nicht einmal die Biodynamiker, die ihre Landwirtschaft mehr oder weniger strikt als Fortsetzung von Rudolf Steiners Anthroposophie verstehen. Die Resultate solch naturnahen Weinbaus sprechen für sich, auf allen Qualitäts- und Preisstufen, von relativ bescheidenen Ostschweizer Landweinen bis zu denen der burgundischen Ikone Lalou Bize-Leroy. Befremdlicher sind gewisse fixe Ideen, die sich bei einem Teil der Konsumenten finden. Etwa die Vorstellung, sortenreine Weine seien dem vorzuziehen, was pejorativ «Verschnitt» und nobel «Cuvée» genannt wird. Da spielt die Idee mit, ein guter Wein mache sich von selbst im Weinberg, und im Keller hantierten dann finstere önologische Frankensteins mit Einsatz von allerlei Technik an der primären Materie herum, um sie marktkonform auf die Flasche zu bringen. Gibt es ja. Nur ist die Kunst der Assemblage keineswegs ein Verbrechen wider die

Natur, sondern ebendies: eine Kunst, der wir einige der grössten Weine der Welt verdanken. Ein anderes nicht selten anzutreffendes Vorurteil ist das, Traubensorten hätten ihre angestammte Heimat – als kämen heute die besten Malbets der Welt nicht aus Argentinien. Trotz des bordelesischen Ursprungs der Sorte.

So ist unter gewissen Weintrinkern ein zunehmendes Misstrauen gegenüber den sogenannten Supertuscans auszumachen, den hochrenommierten und auch teuren Weinen, die aus Bordeaux-Sorten (hauptsächlich) in der nördlichen Maremma komponiert werden. Fabio Chiarello, Weinmacher auf Montepeloso, hat seine fünfzehn Hektaren Reben etwas südlich von Bolgheri nahe von Suvereto stehen, und er widerlegt gleich mehrfach solche voreingenommenen Kurzschlüsse. Zum einen zielt er seit Anbeginn (1999) auf Weine mit mediterranem, italienischem Charakter aus verschiedenen an der tyrrhenischen Küste beheimateten Rebsorten. Zum andern produziert er rund 4000 Flaschen eines reinsortigen Cabernets, den auch zurückhaltende Rezensenten zu den besten der Welt zählen. Er heisst Gabbro, hat seinen Preis, ist den aber auch wert: Schluck für wunderbaren Schluck. Ein superlativisches Schwergewicht mit überwältigender Fruchtfülle und Noten von Lakritze und etwas Leder, diskret im Holz, würzig, saftig, mit vielen, aber weichen Tanninen. Sehr nachhaltig, zumal im guten Jahr 2015. Ein sinnlich-mediterraner Cabernet. Und somit ein eigentliches Lehrstück für Produzenten in Bordeaux, die sich überlegen müssen, wie sie bei fortschreitendem Klimawandel mit der noblen Sorte umgehen sollen.

Montepeloso Gabbro IGT 2015, 15%.  
Riegger, Birrhard. Fr. 98.–. [www.riegger.ch](http://www.riegger.ch)  
Denz-Weine, Zürich. Fr. 98.–. [www.denzweine.ch](http://www.denzweine.ch)



## Salz & Pfeffer

# Am Beispiel des Kaisergranats

Von David Schnapp

Welche Voraussetzungen muss ein Restauranttester erfüllen?», werde ich hin und wieder gefragt, und die einfache, schnelle Antwort lautet: «Er muss

viel essen.» Erst wenn man hundert Kaisergranate gegessen hat, erhält man ein zuverlässiges Referenzsystem darüber, was ein guter Kaisergranat ist. Meine gegessenen Kaisergranate habe ich nicht gezählt, aber zur Bildung eines einigermaßen zuverlässigen Referenzsystems hat auf jeden Fall der deutsche Koch Claus-Peter Lumpp massgeblich beigetragen.

Bei Lumpp im Schwarzwaldparadies «Bareiss» – einem Hotel und Dreisternerrestaurant – hatte ich eines meiner ersten kulinarischen Erweckungserlebnisse: eine opulente Reise durch eine Welt des grossen Geschmacks. Lumpps Küche ist «optimierte Klassik», wie er es nennt, das Produkt steht im Zentrum, und es ist in der Regel luxuriös.

Kürzlich war ich also zum wiederholten Male im «Bareiss», wo schon beim Auftragen der silbernen Etagere zum Start Heimatgefühle aufkommen, weil der Akt so vertraut ist: kleine Häppchen wie eine Tartelette mit Salz-

zitronen, Schüttelbrot mit Rauchforellensauce, ein Stück Sushi und eine knusprige Brotscheibe mit hausgemachtem Kalbspastrami – miniaturisierte, konzentrierte und vielfältige Geschmäcker.

Und dann also der Kaisergranat, seit dem ersten Mal im «Bareiss» mein liebstes Krustentier. Dieses Mal ist es perfekt sautiert, dazu ergänzen sich die Marzipanote einer Mandelcreme und die fruchtige Säure eines Tomatenschaums zu einem schönen mediterranen Dreiklang.

Claus-Peter Lumpp kreiert eine Geschmackswelt, die ebenso kräftig wie leichtverständlich ist. Das hilft beim Aufbau eines kulinarischen Referenzsystems, aber es ist vor allem ein grosses Vergnügen, wenn man bei ihm isst.

Restaurant Bareiss, Hermine-Bareiss-Weg 1,  
72270 Baiersbrunn, Deutschland. Tel. +49 7442 470.  
3 Michelin-Sterne, 19 Gault-Millau-Punkte



Auto

## Offen für alle

Der Mazda MX-5 ist ein junger Klassiker und ein Beispiel dafür, wie man mit wenig Auto glücklich werden kann. *Von David Schnapp*

**E**inen MX-5, die Freundin auf dem Beifahrersitz und leichtes Gepäck – mehr braucht es nicht für ein gelungenes Wochenende.» Der Urheber dieses Zitats ist ein ehemaliger Arbeitskollege, mit dem ich vor zwanzig Jahren im gleichen Büro sass. Sein MX-5 bescherte dem jungen Kollegen so viel Glück, dass mir sein Spruch bis heute geblieben ist.

Und aus mir letztlich unerklärlichen Gründen dauerte es auch zwanzig Jahre, bis ich selber am Steuer des meistverkauften offenen Zweisitzers der Welt sitzen konnte, um etwas von dessen positiven Grundschwingungen mitzunehmen. Der MX-5, den Mazda 1989 auf den Markt brachte, habe eine Renaissance der Roadster ausgelöst, heisst es bei Wikipedia. Dabei griff der kleine Mazda ein klassisches Thema wieder auf, das legendäre Wagen wie den Triumph Spitfire oder den MG MGB geprägt hatten. Auf den MX-5 reagierte BMW mit dem Z3 oder Mercedes mit dem SLK. Aber trotz der ernsthaften Konkurrenz aus Deutschland bleibt das Modell aus Japan der moderne

Pionier dieser zur Fröhlichkeit neigenden Fahrzeugkategorie.

Der MX-5, den Mazda in einer Kooperation als 124 Spider auch für Fiat baut, ist gerade so viel Auto, wie man braucht, um das Glück findet. Mittlerweile gibt es sogar ein Multimediasystem mit berührungsempfindlichem Bildschirm, aber nicht einmal das wäre nötig, zumal das Navigationssystem nicht immer den Gesetzen der Logik folgt. Die Qualität des MX-5 liegt in der Reduktion aufs Wesentliche: ein kräftiger Vierzylindermotor mit 160 PS, dazu Heckantrieb und eine knackige Handschaltung in einem Auto, das bloss rund 1200 Kilogramm schwer ist.

### Klein, leicht, sportlich

Dass der MX-5 mittlerweile nicht nur als Cabriolet, sondern auch mit einem Stahlverdeck erhältlich ist, mögen Puristen kritisieren. Aber die hier getestete Konstruktion – eine Art Targa – sorgt für zusätzliche Steifigkeit und einen höheren Alltagsnutzen. Zudem ist die sogenannte Fastback-Variante besser gedämmt.

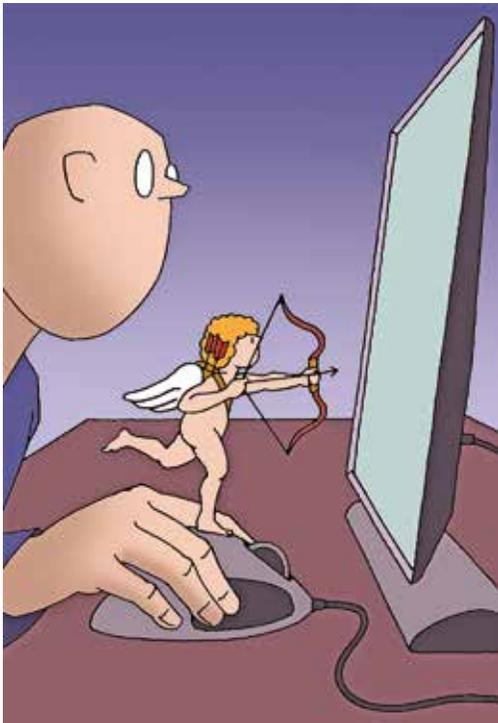
Ich brauchte jedenfalls nicht lange, um nachempfinden zu können, was damals den Kollegen so froh gemacht hat, wenn er morgens mit seinem MX-5 ins Büro oder ins Wochenende gefahren ist. Der Mazda sorgt schon beim ersten Gangwechsel für ein Lächeln auf dem Gesicht des Fahrers, wenn das Auto leichtfüssig und mit überraschend kernigem Klang loslegt. Das Fahrwerk ist so komfortabel wie nötig und gleichzeitig so sportlich wie möglich. Und weil das Auto klein und leicht ist, kommt das Gefühl von dynamischer Lässigkeit schnell auf. Damit geht Mazda auch einen anderen Weg als viele Hersteller von modernen, sportlichen Autos, deren hochintelligente Fahrwerksysteme mehr Codes benötigen als ein Langstreckenflugzeug.

Mazda hat den MX-5 im Lauf seiner Erfolgsgeschichte als Millionenseller stetig weiterentwickelt und trotzdem seine Grundwerte nicht verraten. Das neue Modell ist sogar noch kleiner und leichter als das vorhergehende, eine Seltenheit im Automobilbau. So bleibt es bei einem offenen Zweisitzer mit bodenständigem Charakter, der jederzeit ein gelungenes Wochenende garantiert.

Mazda MX-5 RF Skyactiv-G 160 MT Revolution Pack 3  
Leistung: 160 PS / 118 kW, Hubraum: 1998 ccm;  
Beschleunigung 0–100 km/h: 7,5 sec;  
Höchstgeschwindigkeit: 215 km/h;  
Verbrauch 6,6 l / 100 km (EU-Norm); Preis: Fr. 37 800.–,  
Testwagen: Fr. 42 700.–

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man auf Facebook die Vorlieben und Bekannten seines Schwarms ausspionieren, oder ist das schon Stalking?

*Fabio Moser, Brugg*

Sich ein paar Infos zu beschaffen, hat im digitalen Zeitalter nichts Verwerfliches mehr. Die Frage ist aber, was man damit anfängt. Falls Sie beabsichtigen, die Schwärmerei in Liebelei zu verwandeln, brauchen Sie gar keine solchen Infos. Viel romantischer, als Detektiv zu spielen, ist es, den Menschen persönlich kennenzulernen. *Anton Beck*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Gott sei Dank gibt es noch Persönlichkeiten, die den Mut haben, eine Meinung zu äussern, die nicht dem Mainstream entspricht!» *Renate Wenger*

### Keine Fremdbestimmung

Nr. 24 – «Korrumpierte Zustände»;  
Editorial von Roger Köppel

Das Schweizer Volk lässt sich die Arroganz der meisten Politiker nicht länger gefallen. Wir akzeptieren nie eine Fremdbestimmung. Natürlich können weiterhin neue Handelsverträge geschlossen werden, das funktionierte auch früher bestens. Jetzt kann uns nur noch eine gutgeplante Volksabstimmung aus der Patsche helfen. *Regula Hiltbrand, Au ZH*

Wozu also noch eine Abstimmung, welche dem Wohl unseres Volkes dienen sollte? Wir sind ernsthaft besorgt, dass die Schweiz zum Vasallenstaat verkommt und die demokratischen Errungenschaften leichtfertig preisgibt.

*Peter Wettstein, Brütten*

### Mut zur Meinung

Nr. 23 – «Déjà-vu»; Silvio Borner  
zu den Tücken eines Rahmenabkommens

Der Autor warnt vor dem Abschluss eines Rahmenabkommens, da es heute noch klarer sei als 1992 beim EWR, dass ein solches Abkommen den politischen Handlungsspielraum (Souveränität, direkte Demokratie) sehr stark einschränken würde. Wir sollten bezüglich Freihandel weiterhin global und europäisch offen sein, dies aber pragmatisch und von Fall zu Fall. Gott sei Dank gibt es noch Persönlichkeiten, die den Mut haben, eine Meinung zu äussern, die nicht dem Mainstream entspricht!

*Renate Wenger, Basel*

### Politisch gefärbte Urteile

Nr. 24 – «Personenkontrolle»

In der Rubrik «Personenkontrolle» wärmt der anonyme Autor *ww*. – ich nehme an, Christoph Mörgeli versteckt sich hinter diesem Kürzel – die uralte Geschichte um meine Verurteilung zu einer bedingten Geldstrafe auf, weil ich einem Journalisten in der Affäre Mörgeli in grauer Vergangenheit zu freizügig Auskunft erteilt haben soll. Ich habe diese meines Erachtens ungerechte Verurteilung stets als politisch motiviert kritisiert, sie aber dann nicht nach Strassburg weitergezogen. Und das wirft mir *ww*. nun vor. Hätte Anonymus mit mir geredet, hätte ich ihm die Begründung gerne geliefert: Ich finde, eine Anrufung des stark überlasteten Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte soll schweren Fällen vorbehalten bleiben. Das Fehlurteil der Berner Justiz wurde bereits durch das Volk korrigiert: Die Wähler des Kantons Zürich haben im Ok-

tober 2015 Nationalrat Mörgeli abgewählt und mich wiedergewählt.

*Kathy Riklin, Nationalrätin CVP, Zürich*

### Realitätsverlust

Nr. 24 – «Frau Kunz und die kurzen Röcke»;  
Claudia Schumacher über Kleidervorschriften

Mir kommt es so vor, als ob wir langsam, aber sicher einen totalen Realitätsverlust erleiden. Wir schlingern zwischen «me too» und fadenscheiniger Verteidigung der möglichst absoluten Entblössung des (weiblichen) Körpers hin und her – nach Belieben und wie es eben grad opportunistisch ist. Kann mir jemand sagen, warum die Stoffmenge, die den Körper bedeckt, immer mehr reduziert wird? Aha, ja, natürlich: Mutter Sonne soll auch das letzte Zipfelchen Haut mit ihren Strahlen erreichen. Ein Schelm, wer Unzüchtigeres denkt. *Barbara Peter, Wil*

### Cashcow

Nr. 24 – «Der Staat kann's nicht»;  
Florian Schwab zum Postauto-Skandal

Der Artikel führt zu Recht die Swisscom an als «Paradebeispiel für ein Unternehmen, das die Politik als Cashcow entdeckt». Dies war schon vor bald zwanzig Jahren so. Von 1997 bis 2006 war ich Mitglied der Wettbewerbskommission (Weko). Als Jens Alder Chef der Swisscom wurde, lud er sich zu einem Vortrag vor versammelter Kommission samt Sekretariat ein, um darzulegen, wie sehr er an den Wettbewerb im Telekom-Markt glaube. Doch unter seiner Ägide beanspruchte die Swisscom allein 15 Prozent der Kapazität des Weko-Sekretariats (Schätzung des Sekretariatsdirektors), indem sie jeden Entscheid anfocht und weiterzog, der sie verstärktem Wettbewerb ausgesetzt hätte. Und als sich einer der Mitarbeiter so viel Wissen angeeignet hatte, dass er hätte gefährlich werden können, wurde er von der Swisscom kurzerhand mit einem doppelt so hohen Gehalt abgeworben. So geht man nur vor, wenn man als Cashcow auf den Schutz der Politiker zählen kann.

*Peter Zweifel, em. Wirtschaftsprofessor an der Universität Zürich*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10				11				
12	13		14							15				16
17										18				
	19													
						20				21	22			
23		24		25						26				
27						28						29	30	
31			32		33					34				
		35				36					37			
38											39			
		40								41				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Ganz schön nervende Begegnung

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Sie ist leicht, schnell zu kühlen und einfach wegzuworfen. 6 In etwa die spanische Version von Bali. 10 So populär wie ein Emmentaler, aber ein Engländer. 12 Er mag es inhaltsmässig süss und kühl. 15 Dieser Jahresbeginn kommt einem bestimmt spanisch vor. 17 Präzises Schiessen, und das auch als Olympische Disziplin. 18 Wir sagen so: als Argument dagesensetzen. 19 Gewissermassen in Bausch und Bogen. 20 Er hat einen gewissen Wiedererkennungswert und Traditionswert. 23 Al-len gemeinsam ist die aufrechte Körperhaltung und das lose Mundwerk. 26 Wenn er geben in der Vergangenheit sieht, sieht es dann so aus. 27 Die Anrede wird hier nicht vermieden, aber sie bleibt unvollständig im Raum stehen. 28 Er soll das farb- und geruchlose Etwas nicht nur in etwa, sondern exakt bestimmen. 31 Sie besteht in Lettland aus einer Kammer mit 100 Sitzen. 34 Zum Stoff, der dies macht, gehört etwa Kupfer. 35 Sie steht zwischen Norma und Salerno und singt. 37 Ohne: Was sich Italiener dabei denken. 38 Jener ehemalige König aus Jordanien. 39 Ein unbestimmter Artikel, der zu einer weiblichen Person passt. 40 Anders gesagt: verbinden, aggregieren, konzilieren. 41 Er weist den Weg nach drinnen.

**Senkrecht** — 1 Eigenschaft, die auch ohne Finale Schrecken schafft. 2 Man sagt, Neid ist dem Menschen, was Rost ihm. 3 Kir Royal, da war vor allem der Helmut dabei. 4 Mit grösseren Flecken, da hilft kein Reinigungsmittel. 5 Man darf hoffen, dass sie glücklich sind, sagt Frau wie Mann. 6 Geistreiche Gedanken – naja, bei ihr reicht einer. 7 Was Paris für Frankreich, ist dies für die Zentralafrikanische Republik. 8 Nur bei der richtigen Mischung wird es wirklich rein. 9 Sonnengott und Weiterentwicklung des Re. 11 Zweifelsohne eine Gewinnsituation. 13 Japaner kennen die Kunst des Blumensteckens ebenfalls. 14 Deutsche Eisenbahnerstadt und Knotenpunkt. 16 Sie geben lobende Auskunft über jemanden. 21 Gleich, weiss der Engländer, ist für ihn nicht gleich gleich. 22 Sie machen je nachdem Appetit auf mehr von ihnen. 23 Erbe der Osmanen: Titel des höchsten Zivilbeamten. 24 Bei ihr ist Druck im Spiel, ob mit oder ohne Veröffentlichung. 25 Die Streichinstrumente kennen wir auch als Kniegeigen. 29 Pfad für Schwindelfreie, Bergschuhe empfehlenswert. 30 Formel 1: Prosts legendärer Rivale von einst. 32 Die Stadt ist für manche die Wiege der rumänischen Kultur. 33 Sie ist oft Teil eines grösseren Werkes (Oper etc.). 36 Im Oberengadin nennen sie ihn streckenweise auch Sela.

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 572**

A		U	O	S	C	A	R			M				
S	C	H	A	M	A	N	E	F		A	B	E	R	
E	T	A	T	S		T	I	E	F	E	B	E	N	E
M	A	U	R		S	A	N	T	A	C	L	A	U	S
I		P	O	L	A	R		P	I	F	I	E	T	T
A	T	P		R	I	G	O	R	O	S	U	M		
I	A	S	I		G	O	O	L	E		E	S	A	U
R	A	N	G			B	O	N	A	R		K		
M	A	I		A	B	W	E	G		N		K	R	K
A	U	S	S	E	R		L	I	E	B	E	L	E	I
F		O		D	I	X	I	E		E	M	I	L	E
R	U	N	Z	E	L		N		D	I	R	N	E	N

**Waagrecht** — 3 OSCAR 7 SCHAMANE 10 ABER (Rabe) 13 ETATS 14 TIEFEBENE 17 MAUR 18 SANTACLAUS 19 POLAR 20 HEHET 21 ATP 22 RIGOROSUM 25 IASI 26 GOOLE 27 ESAU 28 RANG 30 BONAR 32 MAI 33 ABWEG 35 KRK 37 AUSSER (Sausser) 38 LIEBELEI 40 DIXIE 41 EMILE 42 RUNZEL 43 DIRNEN

**Senkrecht** — 1 ACTA (lat. f. Taten) 2 UMS (kurz das Umweltmanagementsystem) 3 ONTARIO 4 SEIN 5 AFFAEREN 6 MENU 7 SEMI 8 HAUPTSAISON 9 ATROPIN 10 ABLESER 11 BEATUS 12 REST 15 ETHOLOGIE 16 ECHO 18 SARG 21 AARAU 23 GOBELIN 24 MAKRELE 29 GAEDE 31 ANBEI (Synonym: als Anlage) 32 MAER 34 BRIL (-lant) 35 KLEIN 36 KIEN 39 EMR

**Lösungswort** — **REPRESSALIEN**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# ROLEX

## DIE YACHT-MASTER II

Die ultimative Armbanduhr für Segelprofis und der Inbegriff von Kampfgeist und Spitzenleistungen im Segelsport. Als innovativer Regatta-Chronograph ist sie ausgestattet mit einer einzigartigen programmierbaren Countdown-Funktion. Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER II

# BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63  
[beyer-ch.com](http://beyer-ch.com)